

2656

11205

26.6.37

# Das Bollwerk

Biblioteka  
Instytutu Bałtyckiego

Zeitschrift für die Pommerische Heimat

Handwritten signature and date: 26.6.37



Auf den Dünen der Lebanehrung. Aufn.: Thiede

**STETTIN**  
JUNI 1937

**Preis 60 Pf.**

UNSER OSTSEEWASSER ALS HEILMITTEL  
WANDERnde DÜNEN IN OSTPOMMERN  
KULTURBILD EINER VERSUNKENEN STADT

**PREISAUSSCHREIBEN**





Freude  
am Kochen  
Ersparnisse  
in der Wirtschaft  
Zeit  
für die Familie  
bringt  
die elektrische Küche



H. ROSSMANN

**MEW** Märkisches Elektrizitätswerk Aktiengesellschaft  
Haupt-Betriebsdirektion Pommern  
Stettin-Grabow Birkenallee 5-7

## Ungeheure Werte gehen verloren



infolge vorzeitigen Verderbs von Nahrungsmitteln. Der elektrische Kühlschrank mit seiner trockenen Kälte erhält alles, was in der Hitze der Gefahr kostspieligen Verderbens ausgesetzt ist, frisch und appetitlich und stellt sogar Eis her. Er ist billig im Betrieb und arbeitet vollkommen automatisch. Die niedrigen Betriebskosten sowie die günstige Anschaffungsmöglichkeit durch das langfristige Teilzahlungssystem — bis zu 60 Monatsraten — bieten weitesten Kreisen die Gelegenheit, in den Besitz eines elektrischen Kühlschranks zu gelangen.

Näheres hierüber erfahren Sie bei Ihrem

**Elektro-Installateur** in jedem

**Fachgeschäft,**

in der **Elektroschau, Schulzenstraße 21, Hof 1**

und in der **Beratungsstelle, Kleine Domstraße 14-15**

wo Sie Kühlschränke verschiedener Größen und Fabrikate in Betrieb besichtigen können



# Das Bollwerk

*Amtliches Gauorgan der NS.-Kulturgemeinde*

Mitteilungsblatt des Bundes Deutscher Osten, des Reichspommernbundes und des Pommerschen Heimatbundes

8. Jahrgang

Stettin, Juni 1937

Heft 6

## Die Wanderdüne

Dort, wo im winddurchpflügten Sand,  
Noch kaum das Seegras Nahrung fand,  
Wo sich die sieben Einsamkeiten  
Vom Meere bis zum Strandsee breiten,

Steht eine Birke, jung und schlank,  
Ganz nah' am steilen Dünenhang  
Und winkt dem Sonnenstrahle  
Vom Tale.

Da weht es leise  
Und silberweiß  
Vom hohen Dünensaume.  
Die Luft singt wie im Traume:

„Hab acht, du sorglos' Birkenkind!  
Das Schicksal kommt oft wie der Wind.  
Es naht dir im Gewande  
Der Königin vom Sande.“

Margarete Streichert.

## In den Dünen

Hinter den Dünen donnert das Meer.  
Wind rauscht in buckligen Föhren;  
Seine Weise ist rauh noch und schwer,  
Will nichts vom Frühling hören.

Aber geschützt von dem sandigen Wall,  
Lieg' ich in wärmender Sonne,  
Träume empor ins erblauende All,  
Trinke lebendige Wonne.

Durch meine kindlich-spielende Hand  
Gleiten die Gräser, die alten,  
Kieselst der feine, der flimmernde Sand,  
Wenn die Finger sich spalten.

Hinter den Dünen donnert das Meer,  
Biegt sich im Wind der Wacholder -  
Aber zu mir äugt der Frühling her,  
Stündlich froher und holder!

Heinrich Anacker.



# Ostseewasser als Heilmittel

Don Werner Brand

„Glauben Sie denn wirklich an das Meerwasser?“

Skeptisch erhaben, mit einem gewissen Augurenlächeln, abseits jeder Spur alten oder neuen Aberglaubens in der Heilkunde, eher davon überzeugt, hier wieder einmal einen ausgeklügelten Geschäftstrieb profitieriger Raffer vor sich zu haben, hat schon mancher diese Frage gestellt. Wie kann es denn auch anders sein, wenn man aus der reichlich vorhandenen Wassermenge der Meere etwas herauschöpft, es auf Flaschen füllt und für teureres Geld verkauft? Warum hat denn das noch keiner vordem gemacht, wo das Meer doch schon, seit Menschen auf der Erde leben, an unseren Küsten brandet? Wasser, das von Schiffen befahren wird und das täglich von Flüssen und Bächen, von Regen und Nebel Beimengungen in sich aufnimmt: wie soll das Medizin sein?

„Glauben Sie wirklich daran, Herr Doktor?“

Soviel Fragen, soviel Zweifel! Und fast überrascht sieht der Frager auf, wenn er die Antwort bekommt, daß ein mystisches „Glauben“ hier nichts zu bedeuten hat, und daß es sich hier ebenso nicht um eine Spekulation kundiger Geschäftsjäger handelt, sondern um eine rein medizinische Frage, die schon fast so alt ist, wie unsere ganze neuere Medizingeschichte - so alt, daß schon vor 2500 Jahren der größte Arzt aller Zeiten, Hippocrates, der Weise von Kos, der Vater der Heilkunde, die Heilkraft innerlich genossenen Meerwassers ausgenutzt hat. Wie dieser die Luft, oder wie er es nennt: den Atem, als den Träger allen Lebens auffaßte, prägte er seine Auffassung vom Meer in die Worte: „Das Innere des Meeres hat gleichfalls Teil am Atem,“ und er gab seinen Kranken deshalb das Meerwasser nicht nur zu Bädern und Umschlägen, sondern auch als Getränk. Und immer wieder finden sich in all den späteren Jahrhunderten der Geschichte der Heilkunde Angaben von Ärzten und Forschern, in denen sie die große Heilkraft des Meerwassers preisen. Wenn später mit dem Aufkommen größerer hygienischer Erfahrungen die strenge Wissenschaft wieder von diesem alten Heilquell abkam, so tat sie es auf Grund der gleichen Einwände und Erfahrungen, von denen auch heute noch manch ein Zweifler beherrscht wird. Trotz alledem aber vergaßen

manche Ärzte und Bewohner der Küste das alte Volksheilmittel nie, bis es in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts von den französischen Forschern Quinton und Arnulphi „neu entdeckt“ und in exakt angelegten wissenschaftlichen Versuchen erprobt wurde.

Diese beiden betrieben, der damaligen Zeit entsprechend, zunächst einmal in einer Reihe von Tierexperimenten ihre Forschungen. Sie nahmen Hunde und ließen sie so weit zu Ader, bis das Leben gerade vor dem Erlöschen stand. Darauf führten sie diesen Hunden, die wie tot auf dem Sektionstische lagen, statt des abgelassenen Blutes die gleiche Menge Meerwasser zu. Und siehe da, nach kürzester Zeit belebten sich diese Tiere und liefen nach wenigen Tagen gesund wieder herum. - Die beiden Forscher legten sich Kulturen von Körperzellen lebender Tiere an und taten sie in Lösungen, die als das Beste galten, diese Zellen am Leben zu erhalten. Nach wenigen Tagen waren die Zellen zugrunde gegangen; andere Zellen aber, die sie in reinem Seewasser aufbewahrten, überlebten diese um ein Vielfaches an Zeit. In Deutschland war es vor allem die homöopathische Schule, von der diese Erfahrungen aufgegriffen wurden. Wie diese in früheren Jahrzehnten auf Grund ihrer Abseitsstellung nicht durch dogmatische Vorstellungen gehemmt war, lag es ihr nahe, Heilmittel der Natur auszuprobieren, wo sie solche fand und wo es ihr aussichtsreich erschien. Sie fügte den theoretischen Versuchen praktische Erprobungen bei und fand bald, daß es eine ganze Reihe von Krankheitsbildern gab, bei denen eine Heilwirkung des Seewassers unverkennbar war.

„Aber wie soll es denn möglich sein, daß ganz gewöhnliches Meerwasser eine Heilwirkung haben soll?“

Das liegt eben daran, daß dieses Meerwasser kein „gewöhnliches Wasser“ ist, sondern eine ganz sonderbare und geheimnisvolle Flüssigkeit, von der wir im Grunde genommen noch recht wenig wissen. Das wenige aber ist erstaunlich genug. Es hat sich nämlich ergeben, daß wir es hier mit einem Mineralwasser ganz besonderer Art zu tun haben, mit einem Mineralwasser, so eigenartiger Zusammensetzung, wie wir sie in keiner anderen Mineralquelle des Festlandes sonst

vorfinden. Mehr als 25 chemische Elemente, etwa die Hälfte aller uns bekannten, sind bisher in ihm nachgewiesen, von denen die wichtigsten das Chlor, Natrium und Magnesium sind, daneben aber auch kleinere Mengen von Kalium, Calcium, Brom und vielen anderen Urstoffen. Jahrzehntelange Erforschung der verschiedensten Quellen hat aber ergeben, daß es gerade die hochkomplizierte Zusammensetzung kleinster Einzelteile ist, die einem Mineralwasser seinen besonderen Charakter verleiht, und daß in dieser Zusammensetzung gerade die Stoffe einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Eigenart des Wassers besitzen, die nur in geringsten Mengen vorkommen. Hierin liegt auch das Geheimnis, daß es noch nie gelungen ist und auch nie gelingen wird, ein Quellsalz künstlich auch nur annähernd dem natürlichen Salzgemisch einer Quelle nachzubilden, wovon eine chemische Wissenschaft einmal geträumt hat. Wie kein Mensch dem anderen gleicht, gleicht auch keine Quelle einer anderen, und vor allem nähert sich keine Quelle des Festlandes in der Vielheit ihrer Zusammensetzung der großen Quelle unserer Meere. Denn hier stoßen wir bereits auf ein neues Rätsel. Man glaubte früher einmal, daß unsere Meere gleichsam die Sammelbecken aller Schmelzen der Kontinente wären, die durch Flüsse und Ströme, durch Regen und Staub ständig in ihrer Zusammensetzung verändert würden, bis eine genaue Untersuchung des Wassers verschiedener Meere ergab, daß diese Theorie nicht stimmen kann. Es zeigte sich nämlich, daß wohl der Salzgehalt sämtlicher Meere in seiner Gesamtmenge grundverschieden ist - daß er in der westlichen Ostsee durch ihre Verbindung mit dem Ozean etwa 2 Prozent beträgt und nach dem Osten hin allmählich bis auf etwa ein Viertel davon abfällt, daß er in der Nordsee 2 bis 3 Prozent ausmacht und im Atlantik noch höhere Werte erreicht - daß aber trotz dieser Verschiedenheit das Verhältnis der einzelnen Salze zueinander in allen Meeren das gleiche ist, ob wir es nun mit Wasser aus der Ostsee, der Nordsee oder einem der großen Ozeane zu tun haben. So ist die Stärke der einzelnen Meerwasser wohl verschieden, das Gemisch in sich aber, das dem Wasser seinen ihm eigenen Charakter verleiht, ist überall genau das gleiche. Diese Genauigkeit ist so groß, daß man, um den Salzgehalt einer bestimmten Wasser-



probe irgendeines Meeres zu bestimmen, nur eine einzige Feststellung trifft, meist den Gehalt an Chlor, um daraus das Mengenverhältnis aller anderen Teile zu bestimmen. Und als weiteres Wunder wurde entdeckt, daß dieses Salzgemisch weitgehend mit dem übereinstimmt, das unser Körper in seinen Körperflüssigkeiten selber hat. Besinnen wir uns auf die alte Annahme, daß all unser organisches Leben ursprünglich einmal aus dem Meere stammen soll, so haben wir gleichsam einen letzten Zusammenhang mit der Urheimat unserer Entwicklungsreihe vor uns.

Nun besteht aber noch ein weiterer Einwand, der gewiß nicht unberechtigt ist: wie es denn gelingen kann, dieses Wasser, das bestimmt ständig Verunreinigungen aller Art ausgesetzt ist, soweit hygienisch einwandfrei zu filtern, daß es ohne Gefahr und ohne Scheu genossen werden kann. Diese Schwierigkeit war bestimmt jahrhundertlang der hauptsächlichste Grund, eine Verwendung in größerem Ausmaße immer wieder zu verhindern. Es kann nicht geleugnet werden, daß unser gewöhnliches Seewasser nicht ohne Vorbereitung genossen werden kann, da auch das scheinbar klarste Wasser unserer Meere doch noch eine derart große Menge verschiedenster organischer Bestandteile enthält, die ihm häufig einen wenig angenehmen, bitteren Geschmack verleihen, um so einen Gebrauch direkt aus dem Meer heraus zu verbieten. Eine fortschreitende Technik aber hat es ermöglicht, Filteranlagen zu verwenden, die so sicher und sauber arbeiten, daß einmal alle etwaigen Verunreinigungen restlos abgesondert werden, daß zum anderen alle nur irgendwie gefahrdrohenden Bakterien oder Keime hygienisch völlig einwandfrei im Filter zurückgehalten werden. Um ganz sicher zu gehen, lassen überdies alle Meerwasservertriebe ihr gefiltertes Wasser regelmäßig von großen hygienischen Instituten kontrollieren. Es darf nicht vergessen werden, daß auch das Trinkwasser unserer Wasserleitungen erst einer sorgfältigen Filtration unterworfen wird, ehe wir es genussfertig aus der Leitung fließen lassen können.

Und wie steht es nun um die Heilwirkungen des Meerwassers?

Wenn wir nun unser Meerwasser vom theoretischen Standpunkt her als ein hochwertiges Mineralwasser erkannt haben, stehen auch die praktischen Erprobungen dieser Theorie in keiner Weise nach. Jahrzehntelange Erfahrungen einer

großen Zahl von Ärzten haben eine Anzahl sicherer Heilerfahrungen gesammelt. Es muß aber auch hier bedacht werden, daß Meerwasser nicht wahllos für alle möglichen Krankheiten und Allgemeinstörungen gegeben werden kann, wenn andere Kurmittel versagt haben, sondern daß es eine Arznei ist, die richtig angewandt werden muß, richtig in der Dosierung und richtig in der Auswahl dessen, was behandelt werden soll. Es handelt sich nicht um ein neues Wundermittel, das nun überall helfen kann, sondern es sind einige streng umschriebene Krankheitszustände, die wir heute mit Erfolg dank diesem Heilmittel zu behandeln imstande sind. An der Spitze stehen bestimmte Erkrankungen des Magen-Darmkanals, Störungen der Säureabsonderung der Magenschleimhaut, die nicht selten eine Geschwürsbildung im Gefolge haben. Es hat sich dabei die erstaunliche Tatsache herausgestellt, daß sowohl eine Untersäuerung wie eine Übersäuerung zur Norm zurückgebracht werden kann. Dabei ist auch oft die Einwirkung auf die Heilung bereits vorhandener MagenGeschwüre ganz beträchtlich. Ein gleich günstiger Einfluß läßt sich erreichen bei allen Krankheiten der Verdauungsdrüsen, wie der Leber, der Bauchspeicheldrüse und des gesamten Darmkanals, die auf Störungen der Absonderung dieses Drüsenapparates beruhen. Sehr groß ist der Einfluß des Seewassers auf die Haut. Schon die ältesten Beobachter berichteten davon, daß hartnäckige Ekzeme und andere Hautkrankheiten, die auf einer Störung innerer Körpervorgänge beruhen, durch eine Seewasserkur, die bei solchen Fällen besonders vorteilhaft auch mit Einspritzungen von gereinigtem Meerwasser durchgeführt wird, auffallend günstig zu beeinflussen sind. Wenn man bedenkt, daß gerade eine große Anzahl von Hautkrankheiten sowohl dem Kranken, wie dem behandelnden Arzt gleiche Sorge bereiten, müssen wir besonders hier die Erweiterung unseres Heilschatzes begrüßen. Vor allem sind es auch die Hautkrankheiten des Kindesalters, die auf der Grundlage der exsudative Diathese entstehen, für die sich infolge einer Gesamstumstimmung des Körpers ein dankbares Behandlungsgebiet für die Zukunft entwickeln dürfte. Da ja die Einwirkung des Meerwassers überhaupt nicht durch örtliche Einflüsse, sondern durch eine Steigerung von Stoffwechselvorgängen zu erklären sein dürfte, ist es verständlich, daß es gerade Krankheiten wie die exsudative Diathese, die Skrophulose und die Rachitis sind, bei denen eine Meerwasserkur gute Erfolge verspricht. Schließlich

scheinen noch bestimmte akute Nierenerkrankungen sehr günstig auf Trinkkuren anzusprechen. Es ist die Zukunftsaufgabe aller mit diesem neuen und doch uraltem Heilmittel beschäftigten Ärzte, noch weitere genaue Heilanzeigen auf Grund modernster, kritisch exakter Forschung durchzuprüfen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß eine Mineralwassertrinkkur eine Umstimmungsbehandlung für die Gesamtkonstitution eines Kranken bedeutet und es deshalb nicht möglich ist, derartige Leiden dadurch zu beeinflussen, daß wir den Kranken eine oder zwei Flaschen Wasser trinken lassen. Körperanlagen lassen sich nur langsam und mit größter Geduld umstimmen, so daß zu einer erfolgreichen Kur eine über Wochen ausgedehnte Trinkkur unbedingt nötig ist. Da aber die Beeinflussung krankhafter Körperkonstitution das höchste Ziel jeder Behandlung ist, vermögen wir mit der Meerwasserbehandlung Einflüsse zu erzielen, die sich in stärkster Nachwirkung auf den ganzen kranken Menschen auszuwirken imstande sind.

Wenn wir das Wasser unserer Ostsee mit dem Wasser anderer Meere vergleichen, haben wir hier den Vorteil, daß es infolge seiner nicht zu starken Konzentration an Salzen ohne jeden Zusatz und ohne jede Verdünnung genossen werden kann, da es nur einen schwach salzigen, durchaus angenehmen, appetitanregenden Geschmack besitzt.

„Glauben wir also wirklich an das Meerwasser?“

Uralte Erfahrung und Wissenschaft haben sich in Deutschland wieder zusammengefunden, manches Wissensgut unserer Vorfäter ist in den letzten Jahren gehoben worden und zu neuem Ansehen gebracht - Dinge, die verlacht wurden, weil sie nicht zu erklären waren, sind nachgeprüft worden und als richtig befunden: wir haben es uns gründlich angewöhnt, über das zu spötteln, was Generationen vor uns bereits erkannt hatten, was wir aber durch unsere zum Teil überkritische Einstellung nicht zu fassen vermochten. So ist es auch mit der Wirkung unserer Bäder und Heilquellen gegangen. Erst heute sind wir dabei, deren Wert richtig zu erkennen und auszuwerten. Dabei haben wir es auch erkannt, daß eine der größten und wertvollsten Quellen unser Pommernland birgt, eine Quelle, die neben der Schönheit der sie umgebenden Landschaft noch einen Heilwert besitzt, so reichhaltig und hochwertig, wie wenig andere: Die deutsche Ostsee!





Toter Wald



Befestigte Wanderdünen

Aufn.: Vogt (Pommernbild-Archiv)

## Von den wandernden Dünen in Ostpommern

VON S. GLIEWE

Fern im östlichen Hinterpommern, wo der größte der pommerschen Strandseen, der Lebasee, durch die schmale Landbrücke der Nehrung von dem grünlichen Wasser der Ostsee geschieden wird, erhebt sich die blanke Kette der Wanderdünen über die einförmige Leiste des Strandes. Das Wunder der Landwerdung, sonst in mythologisch graue Vorzeit verlegt, wird hier in dramatischer Eindringlichkeit noch einmal vor den Augen des Wanderers aufgerollt und verschreibt sich seinem Erleben unvergeßlich mit allen Erscheinungen, deren der gigantische Kampf zwischen Meer und Land, totem Stoff und organischem Wesen fähig ist. Wo einst die Meereswoge im Rhythmus der Winde lief, marschiert heute die gleißende

Eskorte des wandernden Sandes von West nach Ost über die Nehrungen des Garder- und Lebasees bis zur Polengrenze. Neuland ist entstanden - nicht durch planende und ordnende Hand des Menschen, sondern durch das ewige Kräftespiel des Windes und der Welle. Wenn die Brandung die Kliffs und Steilküsten des hinterpommerschen Strandes berennt, mit zähem Zahn Sand, Kies, Geröll, Mergel und grünen Ton herausnagt, der rollende Gischt alles das auf der vom Wellenschlag gehärteten Schleifbahn des Strandes knirschend zerfeilt und der Wind dann mit scharfem Gebläse den Mahlsand eilig aufgreift und verfrachtet - dann entstehen die wandernden Dünen. Das sind keine Halden toten Sandes,

die dort im Hinterpommerschen ihre blitzenden Häupter über die dunklen Strandwälder erheben. Diese 30, 40, 50 und mehr Meter hohen Gebilde bedienen sich des Sandes nur als Baustoff. Obgleich unorganischer Stoff, ohne Herz und sinnvolles Maß, sind sie doch ein unabweisbar Lebendiges, bewegte Wesen von vielfältig wechselnder Gestalt. Ihre Farbe ändert sich unter der wechselnden Belichtung des Tages und unter den Klimaten der Jahreszeiten. Ihre Haut ist mal glatt, mal rauh, von ebenmäßiger Weichheit und auch von stechender Schärfe, wenn der Wind sie packt und alles in Bewegung gerät. Es gibt da Zwerge und Riesen, deren Lebensdauer zwischen Tagen und Jahrhunderten schwankt. Wir beobachten



alle Stationen des Lebens an ihnen: Anfang und Jugend, machtvolle Fülle, Auflösung und Tod. Die große schreckhafte Stille, die über den einsamen Ländern lagert, ist auch über ihnen.

Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß große Schönheit in ihnen sich dem schweifenden Blick des Wanderers bietet. Sie sind gänzlich unarchitektonisch, nicht vergleichbar mit den Eisbildungen des Nordens oder der alpinen Bergwelt. Trotzdem wird man viel von der Schönheit des Architektonischen in ihnen finden: die schwellende Fülle des Barock und die kühle, fast harte Klarheit der Klassik. Es gibt da messerscharfe Grate, die von der Lauffspur eines Insekts zerbröckelt werden, und plumpe, lastende Massen, die wie die unmäßigen Leiber fauler Riesentiere reglos sich sonnen. Unter der milden Sonne eines klaren Tages ruhen sie nackt und schön, scheinbar gänzlich harmlos. Hat sie aber erst der fauchende Nordwest erfaßt, dann schieben sie ihre Leiber mit unwiderstehlicher Macht über alles hinweg, was sich ihnen in den Weg stellt. Wälder werden überwandert, Moore verschüttet, Seen verschwinden von den Kartenblättern, Flüsse werden aus ihrer Bahn gedrängt, Wege verschwinden, menschliche Behausungen müssen ihnen weichen, und im Winter, wenn Eis auf den Strandseen liegt, wandern sie weit darauf hinaus.

Oben auf der Kurischen Nehrung ist der wandernde Sand ein kahles Gebirg. Bei uns in Pommern liegen die Dünen im Kampf mit den Pflanzengesellschaften der Küste. Der Strandhafer kriecht ihnen nach, klettert auf ihre schartigen Flanken und überzieht die im Windschatten liegenden Teile mit einem pastellgrünen Fell oder mit einzelnen Büscheln, die ihnen dann ein rüdiges Aussehen verleihen. Die spinnensfähigen Wurzeln versuchen in zäher Umklammerung den Sand zu verfestigen. Bilder eines verzweifelten Kampfes um Erhaltung und Lebensrecht entrollen sich. Aber das Bitterste in diesem Kampf erleiden die Wälder! Die Wälder sind zwischen den Dünen wie dunkle Gedanken. Sie gehören in die Dreiheit von Himmel, Meer und Sand als das Lebendige, das im Ewigen sich erhalten möchte. Der Kampf der Wälder mit dem Sande hat nichts von heldischer Größe. Es ist ein verbissener Grabenkampf um jeden Fußbreit Erde. Millionenzentnerlast wälzt sich gegen die grüne Wildnis aus Kiefern, Birken, Weiden und Erlen, umklammert die Schäfte, wächst am Stamm empor, greift in die Kronen schneller, als der Baum in ängstlichem Ringen nach Luft seine Triebe wirft. Er ist der Stelle seines Verdens

verhaftet und kann nicht weichen, daher muß er unterliegen. Nach Jahrzehnten gibt die Düne den alten Waldboden wieder frei. Dann sprechen die grauen Gerippe der Bäume anklagend vom Tod im wandernden Sand. Wir nennen das einen Baumfriedhof.

Der Mensch hat kein Wohnrecht auf dem wandernden Sande. Der Forstmann und Fischer kreuzen ihn mit derben Stie-

feln auf stillen Pfaden. Auf der Nehrung des Kurischen Hafes mußten Dörfer weichen. In Ostpommern sind ebenfalls Reste mittelalterlicher Hausungen in der rückwärtigen Wanderbahn der Dünen aufgetaucht. Wir wissen nicht genau, wann die große Wanderung eingesetzt hat. Vielleicht erst im 16. Jahrhundert. Doch damals war noch Raum für Menschen und Wildnis. Man achtete die Dünen



Bilder von der Lonske-Düne bei Leba





Lauf im Dünenland

Aufn.: Thiede

gering und ließ ihnen die naturgewollte Freiheit. Doch friedericzianische Domänenräte hatten schon ihre Sorgen damit und ließen es auch an Vorschlägen für Abhilfe nicht fehlen. Erst im 19. Jahrhundert war es aber soweit, daß der Siedlungsraum endgültig aufgeteilt erschien, man mußte den Nahrungsraum und die Wälder schützen. In Ostpommern sind es kaum 50 Jahre her, als man begann, das erste Faschinenflechtwerk über die blendend nackten Rücken der Dünen zu legen. Mauern und Zäune wären lächerliches Beginnen im Kampf mit dem Sande gewesen. Hier, wie so oft schon bot die Natur selbst die Mittel, das, was Menschenkräfte allein nicht vermocht hätten, erfolgreich in Angriff zu nehmen. Der Strandhafer und die Zwergkiefer wurden in abertausend winzigen Pflänzchen in den Kampf eingesetzt. Ihnen gelang die Fesselung des Sandes. Seit unserer Väter Jugendtagen sind die Strandbewohner nun Jahr um Jahr zum Pflanzen in die Dünen gegangen, um mit diesem sicheren Verdienst die von so vielen Zufälligkeiten der Natur abhängigen schwankenden Erträge der Strandfischerei für ein bescheidenes Leben ausreichend zu machen.

\*

Jetzt hat sich dieser Aufgabe an mehreren Stellen der hinterpommerschen Küste der Arbeitsdienst angenommen. Nicht, daß nun neues Kulturland entsteht. Die Düne wird niemals mehr als Strandgras und Kiefern tragen, aber Kulturland oder solches, das noch dazu werden kann, soll vor dem Zugriff der Düne bewahrt bleiben. In den Moorswäldern sieht man nun die halbnackten, bronzebraunen Gestalten schaffen. Heidekraut und Moorpalten werden herausgehackt, um das quadratmetergroße Geviert der kleinen Sandfangzäune über die Düne zu ziehen. Im sumpfigen Luch wird Moorerde gegraben und mühsam zur Füllung der Löcher für die Kiefern Sämlinge heraufgeschafft. Mit gärtnerischer Sorgfalt wird jedes spatentiefe Loch mit der torfigen Erde versorgt, der Sämling hineingesetzt und dem gnädigen Walten des Wettergottes empfohlen. Denn hier, anders als im Walde, herrscht ein rauhes Leben, wenn die Sonne schattenlos sechzehn Stunden flimmernd über dem Sand steht oder die dörrenden Winterstürme tagelang über die hohen Horste fegen.

Manch einem wird es eine harte Arbeit scheinen, wenn die Nackenhaut Blasen wirft und der Schweiß in den Schaftstiefeln steht. Doch ist gewiß, daß sie erst dann erleben, daß sie Nachfahren derer sind, die einst ins Ostland zogen, um zu kolonisieren. Daß sie den tiefen Sinn des Wortes begreifen: ... sie machten das Land urbar.



# Kulturbild einer versunkenen Stadt

## Betrachtungen über die bei den Wolliner Ausgrabungen gefundenen Tierknochen

In früheren Folgen dieser Zeitschrift ist schon mehrfach von den Ausgrabungen in und bei Wollin die Rede gewesen. Dabei wird es dem Leser ebenso wie manchem Besucher der Grabungen und Ausstellungen nicht recht klar geworden sein, welchen Wert für eine frühgeschichtliche Untersuchung die großen Mengen von Tierknochenbruchstücken haben, die bei unseren Grabungen mit der gleichen Sorgfalt aufgesammelt und aufbewahrt wurden wie alle anderen Fundstücke. Bleiben doch jetzt, nachdem unbestimmte von bestimmtem Resten geschieden und entfernt worden sind, für jede der Grabungen 1934 und 1935 noch einige hundert Pappkästen mit Knochenresten übrig. Es soll deshalb unsere Aufgabe sein, zu zeigen, daß auch scheinbar so bedeutungslose Funde wie Knochenbruchstücke zu einer durchaus beachtlichen Bereicherung unserer Kenntnis von der Lebenshaltung alter Siedlungen führen können.

Man hat bei früheren Grabungen den tierischen Resten wenig Beachtung geschenkt und, wenn man derartige Funde überhaupt geborgen hat, sie dann in den Magazinen der Museen wieder eingegraben. Die neueren Ausgrabungen in Wollin dagegen sind beispielgebend dafür, daß von derartigen Funden nichts so bedeutungslos ist, daß sich ein Aufbewahren nicht lohnt, wenn sie nur einer fachmännischen Bearbeitung und Auswertung zugeführt werden.

Für gewöhnlich wird dem Fachmann nichts weiter übrig bleiben, als von einem ihm vorgelegten Knochenstück zu sagen: Das stammt von einem Rind, einem Schwein oder von irgendeinem anderen Tier. Die Wolliner Knochenfunde dagegen bieten bei weitem größere Möglichkeiten; denn hier liegen einmal große Massen vor, und zum anderen sind wir an Hand der genau verzeichneten Fundumstände auch in der Lage, jeden einzelnen Fund nach Alter in die verschiedenen Besiedlungsschichten und nach Lage in den Grundriß jeder Schicht einzuordnen. Die große Masse des Fundstoffes befähigt uns, eine ziemlich vollständige Übersicht über alle vorkommenden Tierarten zu machen und ihren Anteil an der Gesamtmenge festzustellen; die Trennung nach dem Alter läßt einen Vergleich der Häufigkeit einer

Tierart in einer Besiedlungsschicht mit den anderen Besiedlungsschichten zu, die Lage im Grundriß jeder Schicht endlich ermöglicht es, gegebenenfalls Aussagen über die Bedeutung einzelner Baulichkeiten zu machen. Damit wäre der Plan zu einer solchen Arbeit in großen Zügen umrissen.

Unter dem tierischen Fundstoff der Ausgrabungen in Wollin überwiegen bei weitem die Reste von Säugtieren. Da ferner die Ausgrabung auf dem Marktplatz aus einer 160 Quadratmeter umfassenden Grube, also aus einem engumgrenzten Bezirk, die meisten gut datierten Funde gebracht haben, ist auf diese das Hauptaugenmerk gerichtet. Die Knochenfunde aus ihr enthielten bestimmbare Schädelreste von etwa 1050 Säugtieren. Unter diesen kommen vor die Haustiere Schwein, Rind, Schaf, Ziege und Pferd, die als Schlachtvieh anzusprechen sind, Hund und Katze als mehr oder weniger nützliche Begleiter des Menschen, und vom Wild Hirsch, Wildschwein, Braunbär und Biber. Nicht durch Schädelreste nachgewiesen, aber durch andere Reste wie Geweihstücke und Bein-knochen belegbar sind Elch, Reh und Hase.

Gewiß wird jetzt mancher sagen, daß diese Tierarten mit Ausnahme von Elch, Bär und Biber ja auch heute noch in Deutschland überall vorkommen, mithin also gar nichts besonderes festgestellt worden sei. Diesen Bedenken möchte ich entgegenhalten, daß es erstens auch anders sein könnte, daß wir zweitens bisher nur wenig von der Lebenshaltung der Einwohner der alten Siedlung Wollin wissen, und daß es drittens ganz aufschlußreich ist, zu erfahren, wie sich zwar nicht die vorkommenden Tierarten, wohl aber ihr Anteil an der Gesamtmenge gegenüber heute unterscheidet. Eine Statistik, die uns nur angibt, wieviel Schweine, Rinder und Schafe etwa in einem Jahr in Deutschland geschlachtet werden, besagt nicht besonders viel. Wenn diese Statistik aber in ihre Besonderheiten aufgelöst wird und uns zum Beispiel verrät, daß in Hamburg mehr Hammelfleisch verzehrt wird als in Stettin oder daß in ländlichen Bezirken mehr Schweinefleisch gegessen wird als in Industriegebieten, dann können wir daraus schon allerhand lernen.

Wir wären vielleicht sogar in der Lage, gewisse Rückschlüsse auf die Lebenshaltung der Bevölkerung eines Gebietes zu ziehen, wenn uns nur die Zahlen der Schlachtungen und nur wenig mehr bekannt wären. Das ist auch der Weg, den wir gehen müssen, wenn wir die tierischen Reste einer Ausgrabung richtig auswerten wollen. Anhaltspunkte und allgemeine Richtlinien müssen natürlich die sonstigen kulturgeschichtlichen Ergebnisse der Grabung geben. Am wichtigsten ist für uns, daß die zusammen mit den Knochen gefundenen Tonscherben uns eine hinreichend genaue Festlegung des Alters der Reste ermöglichen.

Wir teilen alle Funde ein nach einigen Hauptbesiedlungsschichten, die nach der in ihnen vorherrschenden Bauweise benannt sind. Zu unterscheiden sind die „Stabbausichten“ von etwa 950 bis 1050 n. Z., zweitens die „Pfostenbausichten“ anschließend bis etwa 1170, schließlich die „Blockbausichten“ bis zur Gründung der deutschen Stadt Wollin um 1340. Darüber liegen weitere Fundschichten, die eine Mischung von Funden aus dem Mittelalter bis zur Neuzeit teilweise auch mit älteren Schichten enthalten und die daher für die Untersuchung von zweifelhaftem Wert sind. Sie werden in den Darstellungen nur der Vollständigkeit halber angeführt.

Angaben über die Häufigkeit der einzelnen Schlachtierarten im alten Wollin würden uns allein aber keine ausreichende Vorstellung darüber vermitteln, ob sie viel oder wenig bedeuten oder anders sind als sonst. Zum besseren Verständnis ist deshalb aus der heutigen Zeit der Auftrieb des Schlachthofes Wolgast im Durchschnitt der Jahre 1926 bis 1935 herangezogen; da Wolgast mit seinen 7300 Einwohnern und seiner landschaftlichen Lage am ehesten mit Wollin zu vergleichen ist, von dem leider keine diesbezüglichen Angaben zu erhalten waren. Naturgemäß bringt der Stoff es mit sich, daß bei der verschiedenen Funddichte der einzelnen Schichten nur Prozentzahlen einen richtigen Vergleich ermöglichen. Leider werden aber Zahlen nicht besonders gerne gelesen. Deshalb sollen sie so kurz wie möglich gehalten werden, im übrigen aber die bildliche Darstellung den rechten Aufschluß geben.



Den Hauptteil aller Reste bilden naturgemäß die Schlachttiere mit 95,3 v. H. Zu ihnen müssen wir außer Schwein, Rind, Schaf und Ziege auch das Pferd rechnen, das damals bestimmt häufiger gegessen wurde als heute, wo eine eigentlich nur geschichtlich erklärbare Abneigung dem Pferdefleisch gegenüber vorherrscht. Den Schlachttieren wollen wir uns zunächst zuwenden. Unter ihnen kommt das Schwein in allen Schichten am häufigsten vor. Stärker in den Stab- und Pfostenbauschichten mit 69 und 65,9 v. H., etwas weniger häufig in den Blockbauschichten mit 45,9 v. H. Das drückt sich in der bildlichen Darstellung in einem Kleinerwerden der einzelnen Balken des Blockes „Hauschwein“ aus. Darüber ist umgekehrt angeordnet der Block „Hausrind“. Hier werden die einzelnen Balken von den Stabbauschichten bis zu den Blockbauschichten länger, d. h. also, die Zahl der Rinder nimmt zu, und zwar etwa in gleichem Maße wie die Zahl der Schweine abnimmt. Wenn man sich den Block „Hausrind“ soweit senkrecht nach unten verschoben denkt, bis er auf den Block „Hauschwein“ stößt, dann werden die einzelnen Balken fast genau ineinander passen, so daß ein geschlossener Block entsteht. Rind und Schwein zusammen geben also jeweils etwa den gleichen Prozentsatz des ganzen Schlachtiermaterials: einem Mehrverbrauch von Schweinen steht ein Minderverbrauch von Rindern gegenüber und umgekehrt. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so deutlich, verhält es sich mit Schaf und Ziege einerseits und Pferd andererseits. Die Zahlen von Schaf und Ziege nehmen von den Stabbauschichten zu den Blockbauschichten hin ab, gleichzeitig steigt der Verbrauch an Pferden. Dabei entspricht die verhältnismäßig starke Zunahme im Verbrauch der Pferde in den Blockbauschichten gleichzeitig auch noch der stärkeren Abnahme der Schweine in denselben Schichten, die durch eine entsprechende Zunahme der Rinder nicht ganz wettgemacht wird. - Daß das Pferd auch noch als Nutztier Verwendung gefunden hat, davon zeugen eindrucksvolle Spuren der Abnutzung durch die Gebißstange an einigen Unterkieferknochen. -

Wenn wir nun mit diesen Ergebnissen die Verhältnisse vergleichen, wie sie heute in Wolgast vorliegen, dann erkennen wir, daß noch manches anders ist. So fällt die Ziege als Nahrungstier heute kaum mehr ins Gewicht. Im ganzen ist im alten Wollin der Verbrauch von Schaf- und Ziegenfleisch etwa um das Dreifache größer gewesen als heute. Pferdeschlachtungen fehlen in Wolgast heute ganz. Sie werden nur noch auf größeren

Schlachthöfen vorgenommen. Aber auch dort ist die Zahl der geschlachteten Pferde gering. Sind doch in Stettin z. B. nur 0,4 v. H. aller Schlachttiere Pferde, also

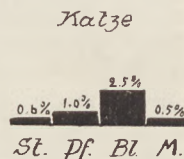
### Schlachttiere



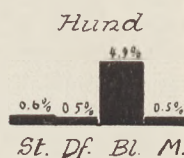
St. Pf. Bl. M.

Die Schlachttiere (Schwein, Rind, Schaf, Ziege, Pferd) im Verhältnis zu den übrigen Säugetieren in ihrer Verteilung auf die Hauptbesiedlungsschichten der Marktplanigrube in Wollin. (St = Stabbauschichten, Pf = Pfostenbauschichten, Bl = Blockbauschichten, M = Mittelalter bis Neuzeit)

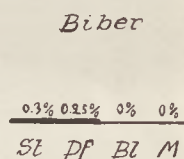
etwa ein Drittel von dem, was in den Stabbauschichten mit der kleinsten Zahl von Pferdereften verbraucht wurde. Da nun das Schwein in Wolgast mit 65,2 v. H. der Schlachtungen etwa ebenso häufig vorkommt wie in den Pfostenbau-



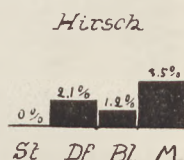
St. Pf. Bl. M.



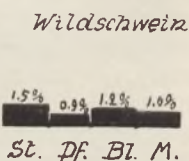
St. Pf. Bl. M.



St. Pf. Bl. M.



St. Pf. Bl. M.



St. Pf. Bl. M.

Schichten, bleibt nur noch das Rind, das dieses Weniger an Schaf-, Ziegen- und Pferdefleischverbrauch durch stärkere Zunahme ersetzen kann. Wir sehen in der Tat, daß in dem Block „Hausrind“ der Balken für Wolgast weit größer ist als alle anderen.

Ehe wir nun daran gehen, uns zu fragen, was diese Ergebnisse uns denn für Aufschlüsse über die Lebenshaltung der Einwohner der alten Siedlung geben, wollen wir zunächst noch die übrigen Säugetierreste, die ja wenigstens zum Teil auch als Nahrungsmittel gedient haben, und anschließend die übrigen tierischen Reste, soweit sie zu den eßbaren Tieren zu rechnen sind, betrachten. Eine Übersicht über die Speisekarte wäre sonst unvollständig.

Die Zahl der jagdbaren Tiere ist recht gering. Hirsch fehlt in den Stabbauschichten vollkommen, in den anderen Schichten ist er nur schwach vertreten. Das steht für den Kenner des Wolliner Fundstoffes zunächst in auffallendem Widerspruch dazu, daß gewerbliche Erzeugnisse aus Hirschhorn (wie Kämme, Nadeln u. a.) und deren Abfallprodukte geradezu massenhaft gefunden wurden. Wir haben glücklicherweise ein Mittel an der Hand, diese Tatsache zu überprüfen und das Ergebnis zu sichern. Das sind die Hirschgeweihrosen, die uns als Abfälle erhalten sind. Wir unterscheiden dabei zwischen Abwurfrosen, also Rosen von abgeworfenen Stangen, und Schädelechten Rosen, das sind Rosen, an denen noch Teile des Schädeldaches hängen, die also von erlegten Hirschen stammen. Es überwiegen nun bei weitem in allen Schichten die Abwurfrosen, während die Schädelechten Rosen etwa ebenso häufig vorkommen wie die Schädelreste. Wir müssen daraus den Schluß ziehen, daß der Hauptteil des Werkstoffes aus mehr oder weniger entfernten Jagdgebieten besonders für die Hornindustrie eingeführt worden ist, während die eigene Jagdausübung nur einen geringen Teil des Werkstoffes liefert. Für den Jäger dürfte hierbei interessant sein, daß alle in Wollin gefundenen Geweihstücke von derart kapitalen Hirschen stammen, wie sie heute in Deutschland kaum mehr vorkommen. Rosenumfänge von 25 Zentimeter, ja sogar bis 30 Zentimeter sind keine Seltenheit! -

Von den übrigen Wildtieren kommt in nennenswerter Zahl nur noch das Wildschwein vor. Aber auch sein Anteil ist mit durchschnittlich 1 v. H. des ganzen Tiermaterials durchaus gering. Vom Reh wurden insgesamt nur zwei Stangen gefunden. Hasen kommen etwas häufiger vor, doch ist, gemessen an ihrer



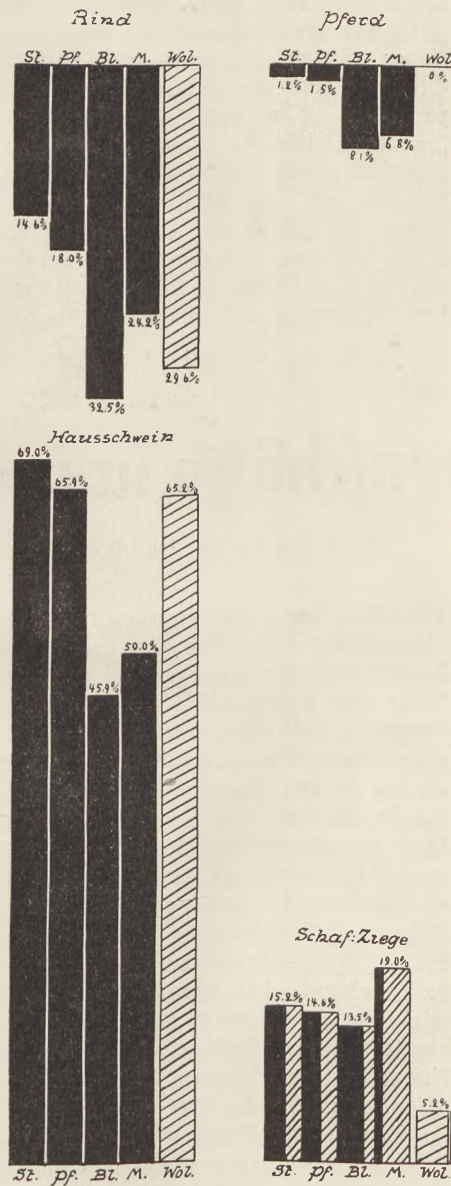
geringen Größe, auch von ihnen wenig verbraucht worden. Als ein Zeichen, daß in Pommern noch Wildtiere vorkamen, die wir heute bei uns seit langem nicht mehr finden, haben einige wenige Reste von Elch, Braunbär und sogar Biber zu gelten. Auch sie kommen wie alle anderen Wildsorten als Nahrungsmittel nur in ganz beschränktem Umfange in Frage.

Anschließend noch ein paar Worte über Hund und Katze. Vom Hund haben wir eine ganze Anzahl wohlerhaltener Schädel, die uns zeigen, daß es damals schon eine Vielfalt von Formen von der kleinen Spitzform bis zur Doggengröße gegeben hat. Die gefundenen Katzen Schädel stammen fast alle von jungen Tieren. Ihre Zahl nimmt zu den jüngeren Schichten hin stetig zu. Diese Zunahme ist typisch. Wir müssen dazu wissen, daß die Hauskatze in Deutschland kein einheimisches Tier ist, sondern daß sie auf den verschiedensten Umwegen aus Ägypten allmählich eingeführt worden ist. In Gegenden, die früh mit römischer Kultur direkt in Verbindung kamen, trat sie eher in Erscheinung als bei uns. Die geringe Zahl der Katzen in den Stabbau-schichten und ihr stetiges Ansteigen zu den jüngeren Schichten legen die Annahme nahe, daß die Katze nicht lange vor der Entstehung der ältesten wendisch-wikingischen Siedlung auf Wolliner Boden dort zuerst aufgetaucht ist.

Zuletzt müssen noch die übrigen tierischen Nahrungsreste erwähnt werden, die in reicher Menge gefunden wurden. Einmal sind es die zahllosen Reste von Geflügel, unter denen das Hühnergeflügel den Hauptanteil hat, zum anderen die Fische, wie man sie ja bei der günstigen Lage Wollins am Wasser erwarten kann. Unter den Fischresten, die hauptsächlich aus Massen von Fischschuppen und Fischknochen bestehen, fallen besonders die mächtigen, gut erhaltenen Knochenplatten vom Stör auf. Weiter sind die außerordentlich kräftigen Riefer von Hechten beachtenswert. Die Fischreste stammen größtenteils von Süßwasserfischen.

Ein Rückblick auf das bisher Gesagte gibt uns über Einzelheiten hinaus einen schönen Aufschluß über die Lebenshaltung der Einwohner des alten Wollin. Es wäre z. B. verfehlt, wollte man einzig aus der Lage der Siedlung am Ufer der Dievenow in nächster Nähe des Hafens den Schluß ziehen, das Hauptnahrungsmittel sei Fisch gewesen, wie es wohl schon geschehen ist. Unsere zahlenmäßige Darstellung erweist ganz klar, daß Fisch wenigstens in der Altstadt nur eine untergeordnete Rolle bei der Ernährung gespielt hat. Die Hauptmenge des Fleisch-

bedarfes lieferten Schwein und Rind, daneben Schaf, Ziege und Pferd. Diese Schlachttiere weisen in den Hauptbesiedlungsschichten eine Verschiebung ihres Anteils an der Gesamtmenge auf. Zwischen Stab- und Pfostenbaus-schichten ist der Unterschied verhältnismäßig ge-



Die Schlachttiere in ihrer Verteilung auf die Hauptbesiedlungsschichten im Vergleich mit den Schlachtungen von Wolgast (= Wol) im Durchschnitt der Jahre 1926-35

ringfügig. Die Blockbaus-schichten dagegen zeigen ein wesentlich anderes Bild, gekennzeichnet durch das starke Zunehmen des Rindes. Wäre unsere Schichteneinteilung nur an Hand der mit den Knochen zusammen gefundenen typischen Tonscherben erfolgt, dann müßte man aus einer solchen Verschiebung auf einen beachtlichen kulturellen Umbruch schlie-

ßen. Wir brauchen diesen Schluß nicht mehr durchzuführen; denn wir wissen aus den anderen Ergebnissen der Grabungen, daß in den Stab- und Pfostenbaus-schichten die Kulturreste einer wendisch-wikingischen Großstadt ihren Niederschlag gefunden haben, während die Blockbaus-schichten die Reste einer weit einfacheren spätwendischen Siedlung enthalten. So aber sind unsere Ergebnisse ein wertvolles Glied in der Beweiskette; denn nur wenn sich eins ins andere fügt und keine Teilbearbeitung mit ihren Ergebnissen der anderen widerspricht, sind unsere Schlüsse berechtigt und beweiskräftig. In gleicher Weise unterstreicht auch der verhältnismäßig geringe Verbrauch von Wild ebenso wie der große Bedarf an Hirschhorn, der ja nur einen scheinbaren Gegensatz bildet, unsere Auffassung, daß die alte Wohnstätte eine Stadt des Handels und des Handwerks war. Der Strom auf der einen Seite, eine moorige Senke auf der anderen Seite schließen zwar Wollin vom Festland und vom Inselfern ab und erschweren damals wohl den Verkehr, sind aber sicher nicht die alleinige Ursache dafür gewesen, daß sich die Einwohner die Erzeugnisse der nahen Wälder nicht besser zunutze gemacht haben. Sie hatten ihr Auskommen aus Handel und Handwerk und wohl kein besonders großes Interesse an der Ausbeute der Wälder. Dafür spricht auch eine gewisse Sparsamkeit in der Benutzung von Holz. Die Häuser und Hallen waren ja wie damals üblich aus Holz gebaut und brannten häufig ab. Nach jedem Brand suchte man nun aus dem Schutt alle noch brauchbaren Holzreste sorglich heraus und verwendete sie beim Neubau wieder, wie es die Funde in der Marktplatzgrube beweisen.

Sauberkeit in unserem Sinne dürfte es damals nicht gegeben haben. Das zeigt sich einmal schon allein darin, daß die ganze mehr als sechs Meter starke sogenannte Kulturschicht im Grunde nichts anderes ist als Schutt und Abfälle, auf denen immer wieder gebaut wurde. Zum anderen wird es deutlich, wenn wir einmal die ganzen Funde einer Schicht in den schematischen Grundriß eintragen. Dann sehen wir, daß sich die Funde teilweise auf den Gassen häufen, und es ist nicht schwer, daraus den Schluß zu ziehen, daß man damals die Nahrungsabfälle zum Teil einfach vor das Haus geworfen hat. Das mag sogar von Vorteil gewesen sein; denn der ständig sinkende Boden - die ältesten Schichten liegen heute unter dem Grundwasserspiegel der Dievenow - machte wohl eine Auffüllung notwendig. Die Eintragung der Funde in den Grundriß ist aber auch



der Weg, der uns Anhaltspunkte über die Bedeutung der einzelnen Bauten geben kann. So liegen z. B. in dem Grundriß eines der drei Häuser auf unserer Abbildung nur wenig Knochenabfälle. Wir wissen aber, daß die Mistfäcke dort um so beachtlicher war. Der Schluß liegt nahe, daß dies Haus ein Stall gewesen ist; denn im Stall wird man seine Mahlzeiten nicht zu sich genommen, also auch keine Abfälle hinterlassen haben.

Wir haben bisher mit Absicht nur die Knochenfunde einer einzigen Grabung für unsere Betrachtung herangezogen. Dies war notwendig, weil die Auswertung der Ausgrabung 1934 am weitesten fortgeschritten ist und deshalb die Ergebnisse der Untersuchung anderer Fundgruppen für die Deutung der Erscheinungen berücksichtigt werden konnten. Es

ist leicht einzusehen, daß manche weitere Vergleiche und Erkenntnisse möglich sind, wenn die Funde der Ausgrabungen auf dem Silberberg und in anderen Teilen der Stadt in gleicher Weise bearbeitet werden. Da eine Stadt von den Ausmaßen des alten Wollin sicher nicht in allen Teilen eine gleichmäßige und gleichartige Besiedlung hatte, wird ein Vergleich der Knochenfunde mit dazu beitragen können, die Eigenart einzelner Stadtteile und ihre Bedeutung erkennen zu lassen. Sind doch selbst heute bestimmte Bezirke der Stadt von den Angehörigen eines Berufsstandes bevorzugt bewohnt, wie z. B. die Wiek von den Fischern. Die Fischer aber essen fast täglich Fische, während anderes Fleisch seltener auf den Tisch kommt. Früher ist eine örtliche Trennung der einzelnen Berufe

sicher stärker gewesen als heute. Naturgemäß wird nun in manchen Fällen ein solcher Wesensunterschied auch in der Zusammensetzung der Nahrungsabfälle seinen Niederschlag finden und bei dem guten Erhaltungszustand auch heute noch zu erkennen sein.

Damit wäre in kurzen Zügen der Weg und die Hauptergebnisse der Bearbeitung einer einzigen Fundgruppe klargelegt. Es zeigt sich, daß nur dann, wenn Stein an Stein gesetzt, wenn jede auch noch so unscheinbare Fundgruppe genau untersucht wird, das Ziel erreicht werden kann: nämlich eine möglichst vollständige und geschlossene Erkenntnis des Kulturbildes einer Stadt, die einst über ihre Grenzen hinaus dem Odermündungsgebiet sein Gepräge gegeben hat.

Hans Reich

# Pommerns Bodenschätze in seinen Flurnamen

Don Robert Holten

Pommern ist im allgemeinen nur ein armes Land, und doch birgt es einen großen Reichtum an Bodenschätzen mancherlei Art. Bodenständig sind unsere Flurnamen; denn sie haften an den Feldern und Wäldern, den Wiesen und Brücken und anderen Stücken unserer Heimatflur. Wir dürfen also annehmen, daß sie uns über die Schätze des pommerschen Bodens Auskunft geben können.

Wenn wir die Flurnamen Pommerns mustern, so können wir wohl zu der Meinung kommen, daß unser Land reich sei an edlen Metallen, an Gold und Silber; denn es gibt eine sehr große Zahl von Flurnamen, in denen das Grundwort durch eines dieser Metalle näher bestimmt wird.

Zunächst das Gold! Im Süden des Kreises Demmin, nördlich von Treptow a. d. Toll, fließt die Goldbäk; an ihr liegt die Goldbecker Mühle. Der Name ist sehr alt; er stammt aus der Zeit, in der die ersten Deutschen nach Pommern kamen, um es wieder zu einem deutschen Lande zu machen. Schon eine Urkunde aus dem Jahre 1245 nennt die „Goldbeke“, und 1267 ist von „der mohlen tho Goldtbeke“ die Rede. Fast ebenso alt ist eine andere „Goldtbeke“ nördlich von Stettin, von der eine Urkunde des Jahres 1281 spricht; man hat gemeint, es sei der heutige Siebenmühlenbach. Derselbe Name findet sich auch sonst noch in

Pommern; wir dürfen annehmen, daß er dort ebenso alt ist. Was mag jene ersten deutschen Siedler bewogen haben, diese Bäche nach dem edelsten Metalle zu benennen? - Gold kann auch in Deutschland gewonnen werden. Deutsche Flüsse führen es in den Sanden und Schottern, die sie ablagern, und durch Waschungen kann es aus diesen ausgesondert werden. So schwemmt es die Donau an mit einigen ihrer Neben- oder Zuflüsse (Isar, Schwarza). Auch die Eder in Hessen spendet es. Vor allem aber ist das Rheingold bekannt; seit über 1000 Jahren wird aus den Sanden des Oberrheins ein sehr reines Gold gewaschen, das in kleinen runden Schuppen und Blättchen gefunden wird. Es liegt also durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß auch pommersche Gewässer in ihren Sanden Gold absetzen. Wir brauchen nicht zu erwarten, daß es heute noch zu finden ist; denn diese Goldlager sind natürlich leicht erschöpfbar, da sich kein Ersatz bietet. Auf jeden Fall aber ist es erklärlich, wenn jene Deutschen der ersten Siedlungszeit glaubten, sie könnten in den pommerschen Bächen Gold finden; denn sie hatten eben von dem Gold des Rheins und anderer Flüsse mancherlei gehört. Vielleicht wurden sie zu diesem Glauben dadurch geführt, daß sie in diesen Gewässern goldbraune Niederschläge beobachteten, die aber nicht vom Golde herrührten, sondern sich aus dem Eisengehalt

des Wassers erklären. Dieser hat den Anlaß dazu gegeben, daß in Pommern vielfach von roten Bächen die Rede ist. Im Kreise Greifenhagen fließt schon 1252 die „Rodembeke“, nach der noch heute das Dorf Roderbeck seinen Namen hat.

Sehr viel häufiger noch als bei Bächen dient das Gold in Pommern als Bestimmungswort in den Namen von Bergen. In diesen Goldbergen ist sicher niemals Gold zu finden gewesen. Aber man hat vielleicht gehofft, es finden zu können, wenn die Berge Überreste aus vorgeschichtlicher Zeit enthielten. So sind in dem Goldberg bei Rostin, Kr. Belgard, Urnen entdeckt. Auch andere Gründe können zur Bildung dieser Namen geführt haben. Der Goldberg bei Groß Boshpol, Kr. Lauenburg, soll besonders ertragreich sein. Umgekehrt ist der Boden des Goldberges bei Bial, Kr. Rummelsburg, unfruchtbar; der Name wird hier also mit offenbarem Spott gebraucht. Anderswo hat die Farbe des Bodens an Gold erinnert; der Goldberg bei Lewezow, Kr. Greifenberg, besteht aus gelblichem Mergel. So gibt es verschiedene Gründe, die zur Bildung dieser Namen geführt haben können; aber wir dürfen nicht auf Erfolg rechnen, wenn wir etwa auf einem Goldberge nach Schätzen graben wollten.

Ofter noch als das Gold findet das Silber in pommerschen Flurnamen Verwendung, und wieder dient es bei



Bergen am häufigsten als Bestimmungs- wort. Allein im Regierungsbezirk Köslin habe ich fast 30 Silberberge gezählt. In keinem dieser Berge ist von Natur Silber vorhanden. Aber in manchen mag ein Silberfund aus vorgeschichtlicher Zeit gemacht sein; deutlich erkennen wir das bei dem Hack Silberberg nahe Stöckow, Kr. Kolberg. Eine Zeit, die geprägte Silbermünzen noch nicht kannte, zerhackte Münzen und anderes Silber in kleine Stücke, um leichter ein bestimmtes Gewicht feststellen zu können. In anderen Fällen mag das Silber die Färbung des Bodens bezeichnen; der weißgrüne Sand, der in vielen Bergen unserer Heimat aufgetürmt ist, mag ihm wohl in der Farbe gleichen. „Wie Silber glänzt der Heidesand“, so singt ein pommerischer Dichter. Zur Bezeichnung der Farbe eines Flurstückes hat das Silber offenbar schon in sehr alter Zeit gedient. Bei Gollnow, Kr. Naugard, heißt 1314 ein Ort „Sulveblas“. Blas bedeutet im Mittelniederdeutschen Kerze, Fackel. Bläse oder Blässe ist ein weißer Strich am Kopf eines Pferdes; wahrscheinlich handelt es sich auch hier um einen silbergrauen Sandstreifen.

Außer Bergen bestimmt das Silber dann die Namen von Mooren, Brüchen, Wiesen und Gewässern, wie von Teichen, Pfählen, Quellen, Blänken. Der blanke Wasserspiegel schimmert wie Silber. Bei einem Moor oder Bruch haben wir freilich mehr die Vorstellung von etwas Düsterem. Und doch spricht schon im Jahre 1234 eine Urkunde im Kreise Greifenhagen von einem Silverenmos; mos bedeutet im Mittelniederdeutschen Sumpf. Schon damals also dachten die Leute beim Anblick eines Moores an Silber. Ich stelle daneben die vielen weißen Moore, die es in Pommern gibt. Es mag sein, daß das Wollgras, das in Mooren so häufig wächst, mit den weißen Wollhaaren seiner Fruchtähre den Anlaß zu dieser Bezeichnung gegeben hat. Vielfach aber zeigen auch alkalische Rückstände in Mooren eine weißliche Farbe. In keinem Fall dürfen wir uns durch einen mit Silber gebildeten Flurnamen zu der Ansicht verleiten lassen, daß das Silber auch zu den pommerischen Bodenschätzen gehört.

Nach allem, was wir bisher bei der Besprechung von Gold und Silber gelernt haben, scheint die Ausbeute, die wir bei der Betrachtung der Flurnamen für die Kenntnis der pommerischen Bodenschätze machen können, überaus gering zu sein. Denn selbst wenn einmal in einem pommerischen Bach Gold zu finden gewesen sein sollte, so ist heute sicher keins mehr

da. Aber neben die edlen Metalle Gold und Silber stelle ich ein nützliches, das Eisen. Es dient zur Bezeichnung von Gewässern: Eiser- oder Iserbäk (Podejuch, Kr. Randow), Iserbake (Jäger, Kr. Grimmen 1696) Iserdik (Jägerhof, Kr. Greifswald), Eisensoll (Görke, Kr. Greifenberg), Eiserpfuhl (Ziegenort, Kr. Uckermünde). Besonders häufig aber bezeichnet es Brüche, z. B. Iserbruch (Neuendorf, Kr. Grimmen), Eiserbruch (Groß Grünow, Kr. Dramburg). Diese Namen beruhen nicht auf Zufall. Gerade in Brüchen findet sich in Pommern vielfach das Raseneisenerz. Daraus entwickeln sich Eisensäuerlinge; ihre Wasser werden aber nur selten, wie in Polzin, zu Bade- und Kurzwecken benutzt. Das Raseneisenerz aber ist schon in vorgeschichtlicher Zeit in Pommern gewonnen und noch im Mittelalter und später viel ausgeschmolzen worden. Am bekanntesten ist das große Eisenwerk in Torgelow, Kr. Uckermünde, das Friedrich der Große bald nach 1750 anlegen ließ. Der Raseneisenstein, der hier verschmolzen wurde, kam zunächst aus den Brüchen an der Ucker und am Haff; als diese Lager erschöpft waren, wurde er in Wiesen und Torfmooren des Kreises Anklam gewonnen. Später wurde das Rohmaterial zur Verarbeitung aus dem Auslande bezogen. Zur Feuerung beim Einschmelzen lieferten die Wälder der Uckerländer Heide das Holz. Aber dieses Eisenwerk ist nicht das einzige in Pommern gewesen. An manchen Stellen weisen große Haufen von Eisenschlacken darauf hin, daß dort einmal Eisen verarbeitet worden ist. Dann aber finden wir zahlreiche Flurnamen, die dieser pommerischen Eisenindustrie ihre Entstehung verdanken. Bei Schlenzig (Kr. Schivelbein), bei Brünnow und Gadken (Kr. Rummelsburg), Scharfow (Kr. Stolp), Satspe (Kr. Bublitz), Oßed (Kr. Lauenburg), hat sich geradezu der Name Eisenhammer erhalten. An andern Stellen ist nur Hammer übriggeblieben, manchmal allein, wie bei Liechow, Kr. Regenwalde (Der Hammer), öfter in Zusammensetzungen, wie Hammerkamp bei Bütow, Hammerbach bei Groß Boshpol, Kr. Lauenburg, Hammerbruch bei Schneidemühl, Kr. Neustettin, Hammerholt bei Krampe, Kr. Stolp, besonders oft im Kreise Uckermünde. An manchen Orten ist noch heute bekannt, daß dort einmal ein Eisenhammer war; an andern verrät die Bildung des Namens den Zusammenhang mit der Bearbeitung des Eisens. Der Name „Hammerbake“ ist alt; bei Gollnow, Kr. Naugard, findet er sich schon 1314. Doch war dort ein Kupfer-

hammer, wie auch bei Stolp, Schlawe und Rügenwalde. Die Eisenhammer überwiegen aber weit an Zahl. So zeigen uns diese Flurnamen in Pommern eine sehr alte Industrie. Man kann von ihr sagen, sie liege im Sterben; denn diese Lager von Raseneisenerz sind natürlich zum großen Teil erschöpft. Immerhin aber besteht die Möglichkeit, daß ein mit Eisen zusammengesetzter Flurname uns an eine Stelle führt, an der heute noch Raseneisenerz zu finden ist, dessen Bearbeitung sich lohnt.

Bemerkt sei noch, daß auch mit Fuchs (Voss) oder mit rot gebildete Flurnamen, wie etwa Rote Riege bei Müßow, Kr. Greifswald, und Damsdorf, Kr. Bütow, auf Eisengehalt des Bodens hinweisen können. Auch solche Namen sind alt. Die Rodembake, Kr. Greifenhagen 1252, ist schon erwähnt; ein „Vosberg“ liegt bei Ußedom schon 1267.

Zu den Gesteinen rechnen wir auch den Bernstein. Wir sammeln ihn am Strande der Ostsee. Im äußersten Osten unserer Provinz gibt es aber auch alte Sande, die Bernstein führen. Darauf weisen Namen wie Bernsteinkuhlen oder -gruben hin, die wir bei Wendischplaffow (Kr. Stolp), Bernsdorf (Kr. Bütow), Georgendorf und Treten (Kr. Rummelsburg), Karzin (Kr. Schlawe) und Klein Reichow (Kr. Belgard) finden. Für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Landes ist der Bernstein einmal von großer Bedeutung gewesen. Man meint, daß der Reichtum der Bronzezeit an Gold wenigstens zum Teil auf dem Tauschhandel mit diesem Gold des Nordens beruht. Auf jeden Fall gehört der Bernstein noch heute zu den wertvollen Bodenschätzen unserer Heimat.

Zu diesen sind weiterhin all die Steine zu zählen, die in ferner Vergangenheit die Gletscher von den Gebirgen Skandinaviens bis in unser Land schoben, wo sie die Felder in ungezählten Mengen bedeckten und auch heute noch bedecken. Dem Landmann sind sie ein Hindernis bei der Bestellung; er hat sie deswegen, soweit er konnte, abgesammelt. Von Nutzen waren sie aber schon in alter Zeit, da man Kirchen und Mauern, Gräber und zum Teil auch Ställe aus ihnen baute; heute stecken wir sie lieber in gepflasterte Wege und wissen sie auch dabei zu schätzen. Schon unter den allerältesten deutschen Flurnamen in Pommern finden sich solche, die auf den Steinreichtum unserer Heimat hinweisen. Ein „Steinbring“ liegt bei Cumberow, Kr. Demmin (1222); etwas jünger sind der „Steinberch“ bei Zietzen, Kr. Greifswald (1269), der „Stencamp“ bei Demmin



(1303), heute noch Steinkamp genannt, und „stenvorth“ im Kr. Greifenhagen (1305).

Schließlich gehören zu den Bodenschätzen auch die Erden; die jüngeren finden wir in den Mooren, die älteren, Lehm und Sand, stammen aus der Eiszeit. Die Flurnamen wissen sie alle zu unterscheiden und zu bezeichnen, und man kann wohl sagen, daß heute ein Landmann, will er ein Gut kaufen, sich nur eine Liste der Flurnamen zu verschaffen braucht, um zu erkennen, was für Boden er findet.

Die Moore sind die jüngsten Bildungen. Sie umfassen etwa 10 Prozent der Gesamtfläche unserer Provinz, bilden also einen wichtigen Bestandteil unserer pommerischen Landschaft. Ihre Schönheit zu entdecken, war neuerer Zeit vorbehalten. Nun aber haben auch pommerische Dichter sie besungen; ich nenne Hans Benzmann. Ihre wirtschaftliche Bedeutung ist groß. Daß sie Raseneisenerz bargen, haben wir schon gesehen. In einer Zeit, die Stein- und Braunkohlen für Feuerung noch nicht verwenden konnte, lieferten sie den Torf. Torfmoore werden südlich von Stalund schon 1303, bei Anklam schon 1320, bei Greifswald schon 1321 erwähnt. Das Wort Torfmoor gehört also zu den ältesten deutschen Flurnamen in Pommern. Plinius erzählt schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Z., daß germanische Stämme sich des Torfes zur Feuerung bedient hätten.

Lehm und Sand kommen beide unendlich oft in pommerischen Flurnamen vor; wir erfahren durch sie genau, ob an einer Stelle ein Lehmberg gute Erträge liefert oder ein Sandberg durch seine Unfruchtbarkeit abschreckt. Ja, die Flurnamen verraten uns sogar, welche Frucht an einem Ort am besten gedeiht, ob Roggen oder Weizen, ob Buchweizen, Hafer oder Kartoffeln, indem sie Flurstücke nach diesen Feldfrüchten benennen.

Eine Mischung von Lehm und Kalk nennen wir Mergel. Dieser läßt sich trefflich zur Düngung der Felder verwenden. Er lockert schweren Boden, leicht bindet er und führt ihm Nährstoffe zu. Als man künstlichen Dünger nicht kannte oder nicht verwenden konnte und daher allein auf den nicht ausreichenden Stalldünger angewiesen war, griff der pommerische Landwirt gern zum Mergel, und kein Geringerer als Friedrich der Große hat die Benutzung des Mergels dringend empfohlen und zugleich eine Untersuchung über die Verbreitung der Mergelablagerungen in Pommern angeordnet. Heute brauchen wir eine solche Untersuchung nicht mehr; denn immer

wieder finden wir in Pommern Flurnamen wie Mergelkuhle oder -grube, im Osten dafür auch wohl Kalkkuhle, die das Vorhandensein von Mergel verraten.

Der Lehm ist aber nicht nur für den Ackerbauer von Nutzen, sondern findet auch beim Brennen von Ziegeln Verwendung. Die Ziegeleien sind bei uns im Lande so alt wie das Deutschtum. Schon 1307 spricht ein Name wie „teghelscune“ (Ziegelscheune) bei Treptow a. d. R. von der Herstellung von Ziegeln. Die mit Ziegel gebildeten Flurnamen zeigen uns die für diese Fabrikation geeigneten Böden in unserer Provinz.

Lehm holt sich ferner der Töpfer, wenn er einen Ofen setzen oder ausbessern will; so gibt es bei Klaptow und Kerstin (Kr. Kolberg) eine Pötterkuhl. Aber man hat auch in Pommern in Töpferwerkstätten irdenes Geschirr für den täglichen Gebrauch hergestellt, Schüsseln, Näpfe, Töpfe, und die Zeit ist gar nicht fern, wo dieses Gewerbe an manchen Orten noch in Blüte stand.

Gibt der Lehm den fruchtbaren Acker, so sind die Sandböden wegen ihrer Unfruchtbarkeit beim Landwirt nicht beliebt. Von den feinen Sanden wissen die Flurnamen den größeren Grand, Grott oder Ries wohl zu scheiden. Aber auch diese Böden bringen Nutzen. Kies wird überall zur Festigung von Dämmen, Wegen und Plätzen gebraucht, und für manchen Besitzer ist eine Kiesgrube schon zur Goldgrube geworden. Darum wollen wir uns von den Flurnamen gern sagen lassen, wo Kies vorhanden ist. Auch der feinere Sand ist wohl verwendbar. Wir haben schon, daß es in Pommern auch Kalk gibt. Dieser wird nicht nur zur Düngung des Bodens verwandt, von der wir sprachen; aus ihm wird auch, besonders in Ostpommern, nach Pressen in Ziegelform durch Brennen löslicher Kalk für den Maurer hergestellt. Kalkofen und Kalkberg kommen als Ortsnamen vor. Ein Kalkofen stand nach Ausweis der Flurnamen z. B. in Rieben, Roschütz und Schwartow, Kr. Lauenburg. Die zahlreichen Kalkberge, -gruben, -löcher können freilich auch auf die Gewinnung von Mergel hinweisen. Der Sand findet in Verbindung mit dem Kalk oftmals Verwendung zur Herstellung von Kalksandstein und liefert damit einen guten und nicht zu teuren Baustein. Diese Industrie ist namentlich in Ostpommern zu Hause. Sandberg heißt die Stätte, der das Kalksandsteinwerk von Lucknitz, Kr. Neustettin, seinen Stoff entnimmt.

Auch die Kreide hat bei der Bildung von Flurnamen Verwendung gefunden, aber naturgemäß viel seltener. Bei die-

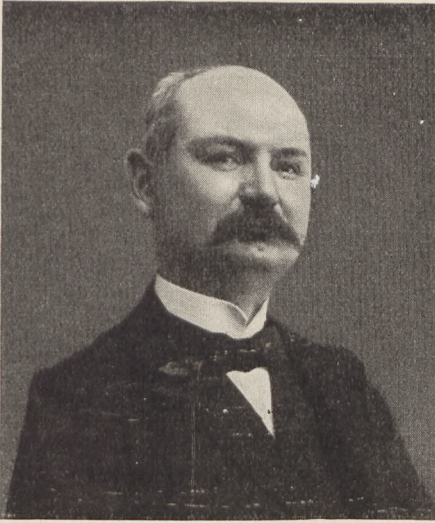
sen Namen müssen wir allerdings vorsichtig sein. Denn im Mittelniederdeutschen heißt „Kreit, Krit“, Zank, Streit. Solche Namen können also auch Flurstücke bezeichnen, um deren Besitz gestritten wurde.

Der Sand kann allerdings zur Herstellung von Glas benutzt werden. Glashütten gibt es noch heute in Pommern; früher ist ihre Zahl ungleich größer gewesen. Manche sind erst zu Beginn dieses Jahrhunderts eingegangen. Siebenmal kommt Glashütte als Ortsname vor. In Flurnamen findet sich Glashütte oder -ofen viel häufiger. Auch Namen wie Glasberg oder Glaserberg weisen wohl auf das Bestehen dieser Industrie hin. Ein Glaserberg liegt z. B. bei Pyaschen, Kr. Bütow, ein Glasberg bei Neu-Wuhrow und Pielburg, Kr. Neustettin. Zur Feuerung, die für die Herstellung nötig war, wurde wieder meist der den Mooren entnommene Torf benutzt. Es mag zur Erwägung gestellt werden, ob sich diese Industrie heute nicht auch wieder heben ließe.

Wir sehen, die Bodenschätze Pommerns haben vielfach zur Bildung von Flurnamen Anlaß gegeben. Vielleicht können sie uns hier und da auf Stellen hinweisen, die selbst heute noch zur Ausnutzung geeignet sind. Auch hierin würde sich der Gegenwartswert der Flurnamenforschung zu erkennen geben. Denn die Gegenwart sieht sich in die Lage versetzt, alle Schätze, die unsere Heimat bietet, restlos auszunutzen.

Aber wir wissen nicht nur materielle Werte zu schätzen. Wir freuen uns auch, wenn wir einen Blick tun können in die Seele unseres Volkes. Aber unserer Heimat lastet oft ein trüber Himmel. Darum ist es zu verstehen, wenn unser Volk so große Freude hat an hellen, frischen Farben. Das zeigen uns unsere Volkstrachten, die sich oft, wie die Pyritzer Weizackertracht, mit bunten Farben zieren. Das zeigen uns die volkstümlichen Bauten, die Kirchen aus buntem Feldgestein, dessen Fugen und Nischen teilweise noch bunt bemalt sind, die Bauernhäuser, deren dunkles Gebälk sich vorteilhaft abhebt vom leuchtenden Weiß der getünchten Lehmwände. Das zeigt uns alter Hausrat, der mit bunten Farben das Auge erfreut, hier ein Stuhl, dort ein Wocken. Das zeigen uns auch die Flurnamen, die so gern durch einen Vergleich mit schimmerndem Metall unseren Blick auf die Heimatflur richten. Auch wenn wir uns von diesen Flurnamen das Wesen der Volksseele erschließen lassen, müssen wir ihnen Gegenwartswert zusprechen.





Aufn : Kasper

# Ein pommerscher Marsch erobert die Welt

Zu Carl Teikes 15. Todestage am 28. Mai

Neuyork: Auf dem lärmenden, tosenden und schreienden Broadway staunen sich die Menschen. Besonders schlimm ist es am Polizeipräsidium, Ecke Houston Street. Gibt es denn in diesem brodelnden Straßenschacht, den die steilen Steinhaufen der Wolfenkratzer gespensterhaft beschatten, überhaupt noch etwas, was auffallen kann? Die Schlange der Fahrzeuge gerät ins Stocken, es ist, als wollten die Wagen ineinanderfahren. Die Bremsen schleifen schrill die Räder. Alles reißt die Hälse. Das Gebrüll des Alltags ist plötzlich verstummt. Und mit einem Male kommen, erst wie vom Winde verweht, dann stärker und aufrüttelnd, die Klänge eines Marsches den Broadway entlang. Das knattert und zuckt, rasselt und bebt durch die Instrumente. Die Klänge flattern über die Menschenmenge, die sich plötzlich strafft und erstaunt die stattliche Schutzmannkapelle der Neuyorker Polizei an sich vorüberziehen läßt ...

London: Am Kenotaph, dem einfachen Grabmal des unbekanntenen englischen Soldaten, hält der König die Parade der Garderegimenter ab. Regiment um Regiment zieht vorüber. Auch das Highland-Regiment ist dabei. Schon kann man die bunten Schottenröcke sehen. Da fällt Musik ein und wieder ist es dieser Marsch, der die Menschen mit seinen anfeuernden Klängen elektrifiziert. Jubelnd begrüßt die Menge das Lieblingsregiment ...

Paris: Die Avenue der Champs Elysées hinab in Richtung auf den Arc de Triomphe marschieren französische Infanterieregimenter im schnellen eigenartigen Stedschritt. Die Clairons ertönen. Hell und schmetternd wie Fanfaren. Sie spielen den gleichen Marsch.

Zürich: Auf der Platzpromenade, vor dem Standbild des Minnesängers Jo-

hann Hadlaub, hat sich eine Militärkapelle aufgestellt. Es ist Sonntagmorgen. Die Berge stehen im hellen Sonnenschein, der über die schneebedeckten Häupter sprüht. Die Menschen spazieren auf und ab. Helle Kleider und klingende Musik lassen den Sonntagmorgen noch heller erscheinen. Eben verstummt das letzte Konzertstück, der gleiche Marsch.

Saarbrücken: Sommer 1927. Laut Bestimmung des Völkerbundes sollen die französischen Truppen von Engländern abgelöst werden. Die Bevölkerung, die zum Reich heimkehren will, nimmt die Nachricht teilnahmslos auf. Besetzung bleibt Besetzung. Die Engländer kommen. Infanterie in Khakiuniform. Mit Musik marschieren sie ein. Die Saarbrücker horchen auf, denn die Engländer spielen den Teike-Marsch: Alte Kameraden!

\*

Was wissen wir von Carl Teike, dessen Marsch einen Siegeszug über den ganzen Erdball angetreten hat und auf keinem Rundfunkprogramm fehlt? Carl Teike, dieser pommersche Künstler, erfüllte in seinem einfachen schlichten Leben als Schutzmann seine Pflicht. Er hat über hundert Märsche komponiert. Er wurde in Altdamm bei Stettin als Sohn eines Schmiedemeisters geboren. Sein Geburtshaus, die Schmiede in der Fürstenstraße in Altdamm, steht heute noch. Die Eltern siedelten nach Stettin-Züllchow über. Seine Mutter wunderte sich über den Knaben, der, sobald er Musik hörte, nicht mehr zu halten war. Er kam, seiner Neigung entsprechend, zu dem Stadtkapellmeister Böttcher in Wollin in die Lehre, dessen Kapelle damals auch die Kutmusik für das Ostseebad Misdroy stellte.

Von 1883 bis 1889 diente er als Soldat und Hoboist im Grenadierregiment König Karl in Ulm a. d. Donau. Hier schrieb er mit 20 Jahren seinen ersten Marsch: Am Donaustrand. Und bald darauf gelang ihm dort auch der große

Wurf: Alte Kameraden. Nach seiner Militärzeit trat er in den Polizeidienst in Ulm ein. 1895 wurde er nach Potsdam versetzt und sein ständiger Dienstplatz war an der Potsdamer Bittschriften-Linde. Nach seinem Ausscheiden aus dem Polizeidienst war Teike schließlich als Kreisbote beim Landratsamt in Landsberg a. d. Warthe tätig. Er starb am 28. Mai 1922 an den Folgen einer Grippe, 58 Jahre alt, und wurde auf dem dortigen Friedhof bestattet, wo ihm treue Kameraden ein schönes Denkmal setzten.

Teike war ein gewissenhafter, treuer und kerndeutscher Mensch. Oft hat er, und besonders gern in seiner pommerschen Heimat, den Dirigentenstab in Wohltätigkeitskonzerten geführt. Der Polizeidienst ließ ihm wahrlich nicht viel Muße, er war immer der erste im Dienst. Nebenbei schaffte er fanatisch an seinen Werken. Mitten in der Nacht trieb es ihn oft aus dem Bett an den Schreibtisch. Die Noten schrieb er aus dem Gehör nieder, denn - es langte wohl nicht dazu - er hat außer seiner Stimmlöhre nicht ein einziges Musikinstrument besessen. Ohne die Klangwirkung vorher gehört zu haben, schickte er die Märsche hinaus und sie zündeten und schlugen ein wie Volltreffer.

\*

Als Teike vor 15 Jahren starb, herrschte Notzeit im deutschen Vaterland. Jetzt, wo ein reinigendes Gewitter das Jazzgemauschel und seine Urheber aus dem deutschen Musikwesen entfernt hat und der Marsch wieder in seine guten alten Rechte eingesetzt wurde, ist auch Carl Teikes Zeit wieder angebrochen. In den Kapellen der jungen Wehrmacht dröhnt der Alte-Kameraden-Marsch wie ein Gruß von der alten Armee, der Teike mit Herz und Seele diente. Es ist der Geist treuer Kameradschaft, der er seinen schönsten Marsch gewidmet hat, der gerade in unserer Zeit wieder als Mahnung und Gelöbnis begriffen und in den Herzen unseres ganzen Volkes verankert worden ist. Franz Lommaßsch.



# Kunstpfllege in Pommern

## Ausstellung alter Kunstwerke, Urkunden und Drucke im Pommerischen Landesmuseum

(Schluß)

### Die Bildnisse des Herzogshauses.

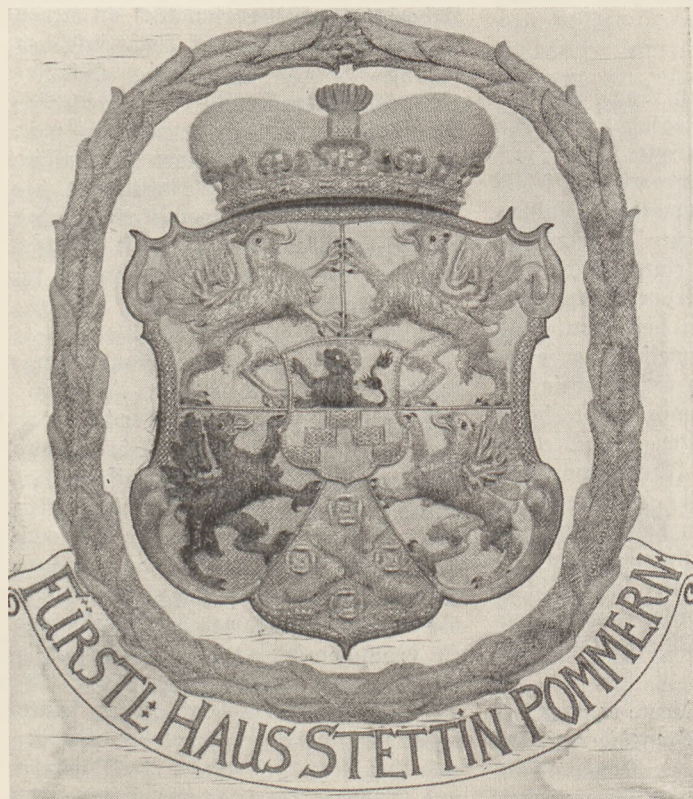
Der wohl aus religiösen und politischen Gründen geschlossenen Ehe zwischen dem pommerischen Herzog und der sächsischen Fürstentochter ist, Blüte und Frucht zugleich, noch eine reiche Zeit künstlerischer und kultureller Schöpfungen am Hof der Pommerherzöge gefolgt. Vor allem überrascht die Anzahl der Bildnisse. Soweit sie nur ermittelte und als Leihgaben erbeten werden konnten, sind sie in der Ausstellung vorhanden. Den Lesern der Zeitschrift „Das Bollwerk“ sind einige von ihnen durch Abbildungen schon bekannt geworden. Vielleicht gerade wegen ihrer schönen Wiedergabe, die das Auge ja im Betrachten schult, ist der Eindruck, den der Beschauer der Originale erhält, ein starker. Da hängt von der Meisterhand Lucas Cranachs d. Ä. das Bildnis Philipps I. (Raum 1). Wahrscheinlich hat Cranach den Pommerherzog auf Wunsch des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen — wir kennen sie beide aus der Geschichte des Croyteppichs — gemalt. Das Bild ist mit dem Kurfürsten nach Gotha und Weimar gewandert, gelangte dann auf die schlesische Besitzung der Weimaraner Heinrichsau, blieb lange unbekannt und wurde im vorigen Jahre mit Unterstützung und Beihilfe des Oberpräsidenten und Gauleiters Schwede-Coburg aus dem Berliner Kunsthandel vom Landesmuseum erworben. Der Kunstperiode der Cranach werden auch die meisten Blätter aus dem Visierungsbuch Philipps II., einem 1617 angelegten Sammelband mit Studien und Rissen, zugeschrieben. Die Bildnisstudien sind alle von hoher Feinheit und Klarheit im Aus-

druck der Gesichter. Aber auch für die übrigen Bildnisse der Herzöge und ihrer Frauen gilt die lebensvolle Darstellung der Persönlichkeiten (Raum 3 und 4).

### Wappen und Stammbaum der Herzöge, ihre Schösser.

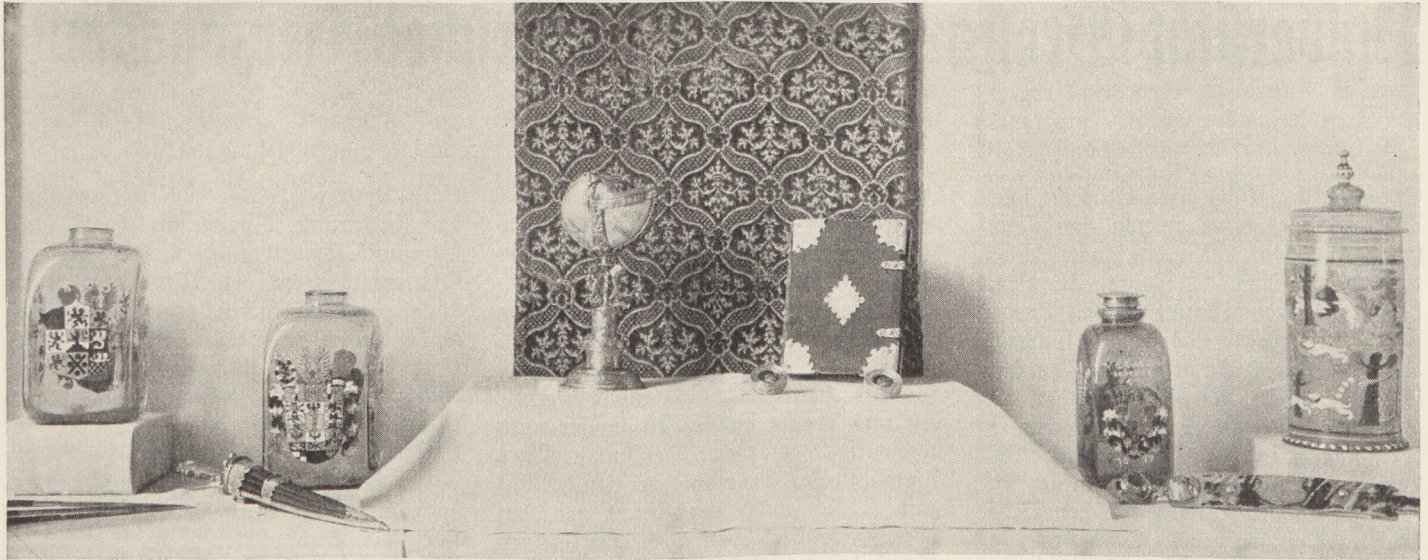
Wenn aus den Mauerresten und Ruinen zerstörter und verfallener Burgen und Schlösser — die Schlösser der Pommerherzöge bezeugen dieses Schicksal — keine Überlieferung an ein ausgestorbenes Geschlecht mehr aufzufinden ist, dann geben den letzten Aufschluß oft nur noch Wappen und Stammbaum, einst, als das Geschlecht blühte, Handwerkern und Gelehrten zu mannigfacher Ausführung in Auftrag gegeben. Und jede dieser Ausführungen bewies fast immer, daß die Verfertiger Künstler waren. Von Peter Heymanns, uns als Meister des Croyteppichs schon bekannt, ist der Fries mit den Figuren des pommerischen und braunschweigischen Wappens (Raum 1). Den Stammbaum des fürstlichen Hauses Stettin-Pommern, gedruckt in der fürstlichen Druckerei zu Barth 1539, hat Martin Marstaller entworfen (Raum 2), und die Genealogie des pommerischen Herzogshauses von Andreas Hiltbrand ist der Text zum Neudruck von Marstallers Genealogie (Raum 3). Weiter sind die Wappenscheiben mit dem pommerischen und brandenburgischen, mit dem pommerischen und schleswig-holsteinischen Wappen in Glasmalerei vorhanden (Raum 3). Von derselben Ausführung sind die Wappenscheiben Bogislaws XIII. und seiner Witwe, Anna von Schleswig-Holstein (Raum 4). Zahlreiche Bildnisse und Wappen befinden sich auf dem Stammbaum, oder wie es heißt der „Genealogie“, vom Ende des 16. Jahrhunderts, die durch ihr großes Format recht anschaulich ist (Raum 3, über der Tür von Raum 3 nach Raum 2). Besonders schön ausgeführt sind die farbigen Wappenstickereien vom Katafalk der Herzogin Hedwig (Raum 4). Ferner sind die elf Miniaturen aus dem „Neuen Stammbuch“ Philipps II. bis auf ein Blatt Wappendarstellungen mit handschriftlichen Eintragungen. Eine ganze Reihe Blätter mit Wappen anderer deutscher Fürsten und Bischöfe sind freundschaftliche Widmungen an den Pommerherzog; so das Wappen des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm bei Rhein, das der Bischöfe Johann Conrad von Eichstätt und Julius Echter von Würzburg. Die Wappen sind Deckfarbenmalereien mit Darstellungen von sinnbildlich zu verstehenden Szenen aus der Bibel und zeigen leuchtende Farben (Raum 4).

Nicht weniger der Beachtung wert als die Wappen sind die erhalten gebliebenen Darstellungen der herzoglichen Schlösser. Auch bei ihnen ist die Künstlerhand am Werke gewesen; Maler, Zeichner und Kupferstecher haben sie geschaffen, und der Leser des „Bollwerk“ hat einige von ihnen schon im vorigen Heft betrachten können. Auf einer sehr sauber ausgeführten Verbreitungskarte sind alle Schlösser mit ihren charakteristischen Umrissen eingezeichnet. Blätter aus der bekannten schönen Topographie Merians von 1655 zeigen das Schloß Stettin und eine Ansicht von Stadt und Schloß Wolgast in Kupferstichen (sämtlich Raum 1). Zwei andere Ansichten des Stettiner Schlosses sind von Ludwig Molt gemalt (Raum 2). Aus Friedehorns Buch über Stettin stammt die Ansicht von Stettin mit dem pommerischen Herzogswappen (Raum 3). Das Stadtbild von Barth aus der Zeit um 1590 gibt eine Radierung wieder (Raum 2). Eine ungewöhnlich aufschlußreiche und vielfältige Darstellung von Pommern in geographischer und genealogischer Hinsicht ist die sogenannte „Große Lubinsche Karte“. Entworfen hat sie im Auftrag Philipps II. der Rostocker Professor Eilhard Lubin, und in Amsterdam ist sie von Nikolaus Geilferken in Kupfer gestochen worden. Auf ihr sind außer der Landkarte die Bildnisse der letzten fünf Pommerherzöge, die Stammbäume des pommerischen Herzogshauses und des Geschlechtes der Fürsten von Rügen, ferner die Ansichten der Städte Pommerns und die Wappen des pommerischen Adels zu sehen.



Pommerisches Herzogswappen. Reliefstickerei auf Seide. Um 1650. Teilstück vom ehemaligen Altarbehang der Stolper Schloßkirche.





Schrank mit Gegenständen aus dem Besitz Herzog Johann Friedrichs (1542-1600): emaillierten Gläsern, Jagdgerät, Nautiluspokal und Gebetbuch

### Kunsthandwerk in Pommern

Wenn heute wieder die Forderung, daß der Künstler Handwerker sein muß, um das Material zu beherrschen, Geltung hat und erfüllt wird, dann können uns die Gegenstände des mittelalterlichen Kunsthandwerkes nur zu um so besserem Verständnis der Beherrschung von Material und Form führen. Denn was bei den Kleinkunstwerken den bleibenden Wert ihrer lebendigen Wirkung ausmacht, ist die innere Einheit von Handwerker und Künstler in einer Person. Nicht waren die Künstler Handwerker, sondern die Handwerker, welche so schufen, waren Künstler. Solchen Männern das geistige Brot des Schaffens und das leibliche des wirtschaftlichen Daseins gegeben zu haben, ist ein Verdienst, und gewiß nicht das letzte und geringste, der Pommernherzöge im 16. und 17. Jahrhundert gewesen.

Der lutherisch-kämpferischen und innerlichen Glaubenshaltung jener Zeit entsprach es, für den protestantischen Gottesdienst eigenes kirchliches Gerät zu erhalten. So befinden sich in der Ausstellung fünf Abendmahlskelche, eine Abendmahlskanne und drei Patenen; es sind nach Wappen und Inschriften Stiftungen der Herzöge und ihrer Frauen an die Kirchen. Weitaus das Schönste, was die kirchliche Kunst in Pommern hervorgebracht hat, ist der Silberaltar aus der Marienkirche in Rügenwalde, ein Ebenholzschrein mit Silberreliefs und doppelseitig bemaltem Flügelpaar. Johann Körver mit den beiden Augsburgern Zacharias und Christian Lencker hat ihn im Auftrage Philipps II. geschaffen.

Gläubig und weltfroh aus den natürlichen Regungen eines unverbogenen Lebenstriebeles haben die pommerschen Herzöge auch die das Feste feiernde Leben verschönende Kunst gefördert. Von Egidius Blanke in Stettin, dem Hofgoldschmied Johann Friedrichs, ist der Nautiluspokal, eine orientalische Muschel mit eingeschnittenen Chinesenfiguren, Blumen und Tieren. Verschiedene Vierkantflaschen tragen in klarfarbiger Emailmalerei die pommerschen, brandenburgischen und schleswig-holsteinischen Wappen. Auch ein „Willkomm“-Glas zum Trunk nach der Jagd fehlt nicht. Ein schöner, weil mit Sorgfalt angefertigter Gebrauchsgegenstand ist das Waiddbesteck aus sechs Messern mit Horngriffen und dem Greif auf der silberbeschlagenen Scheide für Johann Friedrich (sämtlich Raum 2). Ein anderes, um ein gutes Stück größeres Waiddbesteck hat eine Scheide mit dem aus Eisen getriebenen pommerschen Herzogswappen.

Das am reichsten und vielfältigsten ausgeführte Werkstück aus der Kunstammer Philipps II. ist der für ihn in Augsburg angefertigte Kunstschrank, jetzt im Berliner Schloßmuseum. Philipp Hainhofer, des Näheren ist er bei der Urkundenausstellung erwähnt, brachte ihn nach Stettin. Der Kupferstich nach dem Ölgemälde zeigt die etwas starre, aber in allen Einzelheiten charakteristische Schaustellung, mit welcher die Abergabe erfolgte (Raum 3). (Während der Aus-

stellung soll der Film „Eine Welt im Schrank“ gezeigt werden.) In der Ausstellung sind eine ganze Reihe Gegenstände aus dem Schrank zu sehen: Das Schachbrett hat Felder aus Ebenholz mit graviertem Elfenbein. Die geschnitzten Figuren sind von einer heute fast unbekannteren Feinarbeit. Ein „Thurnspil“, herzförmige Schüsseln und Teller mit dem Allianzwappen Pommern-Schleswig-Holstein, Apothekerbüchsen, deutsche Spielkarten, ein Astrolabium, Brettscheine, Regel und Kreisel sind einige davon. Aus der Werkstatt Hainhofers stammen auch die beiden anderen noch erhaltenen Kunstschränke in Spisala und im Palazzo Pitti zu Florenz.

### Die Ausstellung als Ganzes

Längst nicht alle Kunstwerke der Ausstellung können hier erwähnt werden. Wer, auf das rechte Schauen eingestellt, ihre Räume durchwandert, wird länger verweilen vor dem Bild der „Maria an der Fensterbank“. Er wird seine Aufmerksamkeit den schönen und meisterlich gedruckten Büchern schenken, und er wird auch die Zeugen der kulturellen Verbundenheit zwischen der Universität Greifswald, der jetzt ältesten deutschen Hochschule, und dem Herzogshause wahrnehmen. Nicht weniger sind die Handschriften, die Münzen und Medaillen aus der Herzogszeit das Betrachten wert.

Nicht aus leblosem ermüdendem Nebeneinanderstellen der einzelnen Stücke schöpft die Ausstellung „Kunstpflege in Pommern“ als solche ihre Berechtigung. Vielfältig wie das flutende Leben offenbaren die einzelnen Räume, was einst der nicht zu bezweifelnde deutsche Kulturwille der Pommernherzöge aus ursprünglich slawischem Geschlecht im Greifenlande geschaffen hat.

Aus ganz Deutschland und auch aus dem Ausland sind von 43 Leihgebern Zeugnisse der Herzogszeit zu dem wirklich nicht kleinen und belanglosen Bestand des Pommerschen Landesmuseums zusammengekommen. Wenn weiter bedacht wird, daß nicht nur Vieles, sondern sehr Vieles, während der Verfallzeit nach 1637 verlorengegangen ist, dann kann das kulturelle Leben am Hofe der pommerschen Herzöge an Ausmaß und Bedeutung nicht gering gewesen sein. Die Werbung für die Ausstellung hat die Landesstelle des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda übernommen, damit in den vier Monaten vom 15. März bis zum 15. Juli alle Volksgenossen, welche Pommern, das Land am Meere, aufsuchen, auch einen Einblick in seine Geschichte und Kultur tun können. Zuerst und vor allem aber muß es Herzenssache jedes Pommern sein, der Ausstellung einige Stunden eingehenden Betrachtens zu widmen, um zu erfahren, was seine Heimat nach der Besiedlung vom deutschen Mutterlande her an deutschem Kulturgut hervorgebracht hat. Und dann wird er auch Achtung haben vor der mit dieser Ausstellung geleisteten Arbeit und wird schon darum wünschen, daß dieser große Aufwand nicht umsonst getan bleibt. Gerhard Reinhold.



# Universität Greifswald und pommerisches Herzogshaus

VON ADOLF HOFMEISTER

Als am 10. März alten Stils im Jahre 1637 der letzte Herzog von Pommern, Bogislaw XIV., die Augen schloß, dauerte es über 17 Jahre, bis seine Leiche zur Erde bestattet wurde. In den Nöten des Krieges und in der Ungewißheit über das Schicksal des Landes fand sich keine Stelle, die die Kosten des Leichenbegängnisses hätte tragen wollen. In der Folge ist es vor allem die Universität Greifswald gewesen, die auch in der Zeit der Teilung des Landes zwischen Brandenburg-Preußen und Schweden das Andenken an die alten Landesherren pflegte und bis auf den heutigen Tag dieses unmittelbar und ständig als Vermächtnis des letzten Sprosses des alten Fürstenhauses erneuert. Die beiden großen silbernen Szepter, die dem Rektor bei feierlichen Aufzügen vorangetragen werden, sind noch heute die Szepter, die der Stifter, Herzog Wartislaw IX., bei der Eröffnungsfeier am 17. Oktober 1456 übergab. Der Ring, den der Rektor bei besonderen Gelegenheiten am Finger trägt, ist der Siegelring („das Daum-Pittschast“) des letzten Herzogs („in einem Saphier gegraben“), die goldene Kette, die ihn als Zeichen seines Amtes schmückt, die goldene Ehrenkette des Sohnes der letzten pommerischen Herzogstochter, des Herzogs Ernst Bogislaw von Croy, der der einzige Erbe seiner Mutter und seines Mutterbruders, des letzten Pommernherzogs, war. Selber wieder erbenlos, vermachte er am Ende seines Lebens († 1684) diese und andere Erbinerungsstücke aus dem pommerischen Herzogserbe, wie besonders den berühmten Croy-Teppich und andere „Tapezerey“, der Universität, der Stiftung seiner mütterlichen Vorfahren, zugleich mit einem Kapital, von dessen Zinsen alle zehn Jahre (von 1680 an gerechnet) bis auf den heutigen Tag am Todestage seiner Mutter Anna († 1660, am 7. Juli alten Stils) das Gedächtnis dieser letzten Pommernfürstin und ihres Hauses feierlich begangen wird. Bei dieser Feier ist nach dem Willen des Stifters der „Teppich“ aufzuhängen und sind die goldene Ehrenkette („von 100 Dukaten“), an der ein Goldmedaillon mit dem Bild der Herzogin Anna hängt, und der Herzogsring von dem Rektor zu tragen. Ebenfalls ein Geschenk des Herzogs von Croy sind die Wsbilder, die ihn selber und seine Mutter Anna darstellen und heute im

Rektorzimmer hängen. So hat man wohl in gewissem Sinne die Universität als die Erbin des alten Herzogshauses im Lande bezeichnen können.

181 Jahre hat die Universität Greifswald unter den pommerischen Herzögen bestanden. Sie war in dieser Zeit ihren Landesfürsten immer aufs engste verbunden und wurde von diesen immer aufs nachhaltigste gefördert. Der unmittelbare Anstoß zu der Gründung der Universität ging freilich anscheinend nicht von den Fürsten, sondern von dem tatkräftigen und gelehrten Ratsherrn und Bürgermeister der Stadt Greifswald, Dr. Heinrich Rubenow, aus, der unermüdlich alle Hindernisse aus dem Wege räumte und, wie er selber aus eigenen Mitteln kräftig beisteuerte, auch seine Stadt zu namhaften Gaben bestimmte. Aber Rubenow hat bei seinem Landesherrn, dem Herzog Wartislaw IX., wirksame Unterstützung gefunden, nicht nur durch die Erwirkung der päpstlichen Stiftungsbulle, (vom 29. Mai 1456), für die der Herzog im Sommer 1455 in Rom die ersten Schritte tat, sondern auch von Anfang an bei der Beschaffung der nötigen Mittel (eines jährlichen Mindesteinkommens von 1000 Gulden) und der Sicherung der jungen Hochschule durch die erforderlichen Freiheiten und Gerechtigkeiten. Der Herzog hat vor allem die Errichtung des Kollegiatstiftes an der Nikolaikirche zu Greifswald erwirkt, dessen Pfründen den Lehrern der Universität vorbehalten waren und die materielle Grundlage für deren Tätigkeit bildeten.

Der frühe Tod des Herzogs am 17. April 1457, genau ein halbes Jahr nach der Eröffnung der Hochschule, war für diese ein schwerer Verlust, der in den Stürmen und inneren Kämpfen, die sie bald durchzumachen hatte, doppelt fühlbar wurde. Trotzdem konnte die Universität sehr bald die neuen Landesherren, Wartislaws Söhne Erich II. und Wartislaw X., wirksam unterstützen in dem schwersten Kampfe, den das Herzogshaus um den Bestand seines Landes durchzufechten hatte, in dem Stettiner Erbfolgestreit. Als Wartislaw IX. mit Rubenow die Universität ins Leben rief, gebot er nur über einen Teil des vorpommerischen Landes, Wolgast, Greifswald, Demmin, Güzkow, Anklam, Pasewalk, Treptow an der Tollense und die Insel Usedom und erst seit wenigen Jahren, nach dem Tode

eines Veters (1451), auch wieder über das Fürstentum Rügen mit Barth und Stralsund. Das war ein Gebiet, in dem Greifswald etwa den Mittelpunkt und nächst dem wenig fügsamen Stralsund die bedeutendste Stadt darstellte. Erst zwei Jahre nach Wartislaws Tode fiel Hinterpommern, damals schlecht hin „Pommern“ genannt, an seine und die Stettiner Linie zurück (1459), und fünf Jahre später (1464) erlosch unerwartet auch diese mit dem Tode des jungen Herzogs Ottos III. In der Abwehr der brandenburgischen Ansprüche auf das Stettiner Land, das etwa von der Peene bis zur Ihna und seit 1459 noch weiter nach Osten reichte, die ebenso sehr mit der Feder und dem Wort wie mit den Waffen geführt werden mußte, haben die Greifswalder Juristen wesentliche Dienste geleistet, wie Johann Parleberg aus Stralsund († 1483), schon 1456 Mitglied und später Vizekanzler der Universität, der wohl der Verfasser der *Cronica de ducatu Stettinensi et Pomeraniae gestorum inter marchiones Brandenburgenses et duces Stettinenses 1464—1472* ist. Auch der Lübecker Matthias Wedel, der 1465 auf einer Sendung an den Kaiser starb, war seit 1461 ordentlicher Professor der Rechte an der pommerischen Hochschule; dieser gehörten von Anfang an auch der Greifswalder Hermann Schlupwachter († um 1490) und der Preuße Georg Walter († 1475); sie waren 1472, zusammen mit Parleberg, bei den Verhandlungen zu Rörchen und bei dem Prenzlauer Frieden tätig, der Stettin bei Pommern, wenn auch vorläufig unter brandenburgischer Lehenshoheit, beließ.

Dem Sohne Erichs II., dem Herzog Bogislaw X. († 1523), der die Einheit ganz Pommerns herstellte und Zeit seines Lebens in Abwehrstellung gegen die Brandenburgier stand, war eng der Kolberger Martin Karith verbunden, der, seit 1483, ordentlicher Professor der Rechte in Greifswald, 1496-1498 seinen Herrn nach dem Heiligen Grabe begleitete und dann durch dessen Vertrauen zum Bischof von Cammin (und damit Kanzler der Universität) erhoben wurde. Von seiner großen Reise brachte Bogislaw X. aus Padua den berühmten Rechtslehrer Petrus von Ravenna, der den ganzen Codex juris civilis, Text



wie Blossen, auswendig wußte, und seinen Sohn Vincenz mit, die beide bis 1503 in Greifswald tätig waren und nur ungern von dem Herzog wieder ziehen gelassen wurden. Um diese Zeit studierte Johannes Bugenhagen aus Wollin in Greifswald (immatr. 24. Jan. 1502), der spätere Reformator Pommerns, der als Rektor zu Treptow an der Rega im Auftrage des Herzogs 1517/18 die erste zusammenhängende Geschichte des Landes zu schreiben versuchte.

Die Reformation Martin Luthers fand in Pommern nicht ohne hartnäckigen Widerstand der Altgläubigen Eingang, die zunächst an den Landesherren, Bogislaw X. († 1523) und seinem ältesten Sohne Georg I. († 1531), und in Greifswald an der Universität eine Stütze fanden. Die Universität, deren Umgestaltung in der Richtung auf die neue Entwicklung anscheinend schon 1525 von herzoglichen Räten - vorläufig ohne Erfolg - erwogen wurde, ist in diesen Wirren fast zugrunde gegangen; ihre Matrikel weist für die Zeit vom Sommer 1525 bis Sommer 1539, wo sie anscheinend auf dem Rathause der rascher evangelisch werdenden Stadt verwahrt wurde, ebenso wie das Dekanatsbuch der Artisten (Philosophen) keine Eintragungen auf. Da wurde Herzog Philipp I., der 1534/35 zusammen mit seinem Oheim Barnim IX. sein Land als ganzes der Reformation zuführte, „mit nicht geringen Kosten“ der zweite Begründer der Universität, die nun seit dem 16. November 1539 als lutherische Hochschule einen neuen Aufschwung nahm.

Seitdem ist die Verbindung der Universität mit dem Fürstenhause noch enger als vorher, wo noch die Stadt stärker beteiligt war. Unablässig sorgten Philipp I. und seine Räte mit Hilfe Melancthons und Bugenhagens für die Verschreibung „gelehrter und namhafter Leute aus fremden und unsern Landen“ zur Besetzung der Lehrstühle und vor allem auch für die Mittel zum dauernden Unterhalt der Universität und ihrer Lehrer, die nach dem Wegfall des Nikolai-Stiftes und der Einziehung der Klöster mehr oder weniger in der Luft schwebten. Am 31. August 1547 wurden die neuen Statuten, die ältesten erhaltenen der Gesamtuniversität, durch den Herzog bestätigt. Im Jahre 1558 sagte Philipp I. jährlich 1200 Gulden (1000 Gulden aus dem Kloster Neuenkamp, seit 1569 aus Eldena, und 200 Gulden aus acht rügischen Pfarren) und Mittel für eine „Oeconomia“ zur Speisung bedürftiger Studenten zu. Seine Söhne, die

1538-1563 in Greifswald studierten, erhöhten die Summe 1563 auf 1500 Gulden, und schließlich stellte sein letzter Enkel, Bogislaw XIV., durch Abereignung des Klosteramtes Eldena die Universität für mehr als zwei Jahrhunderte fest auf eigene Füße. Bogislaw XIV. bestätigte am 1. März 1627 der Universität auch das „seit unvergänglichen Zeiten“ - nachweisbar seit rund 1580, während früher offenbar freie Ernennung durch die Regierung häufiger vorkam - bestehende Vorschlagsrecht für die Wiederbesetzung der ordentlichen Lehrstühle, für die durchweg nur eine bestimmte Person dem Herzog zur Genehmigung vorgeschlagen wurde. Der Herzog behielt sich zwar die Ablehnung des Vorgeschlagenen vor, doch sollte die Universität dann einen anderen, besser geeigneteren nennen. Dieses Recht der Selbstergänzung hat die Universität auch in der Folge unter der schwedischen Herrschaft grundsätzlich zu verteidigen sich bemüht, freilich nicht in vollem Umfange zu behaupten vermocht.

Am eindrucksvollsten spricht der Geist der Zeit Philipps I., der Geist der Reformation, zu uns aus dem bekanntesten der Gewebe und überhaupt der Kunstschätze der Universität aus dem alten Herzogsbesitz, aus dem sogen. „Croy“-Teppich, den der Herzog Ernst Bogislaw von Croy der Universität vermachte und den diese endlich 1707, 23 Jahre nach dem Tode des Erblassers, mit den anderen Stücken seines Vermächtnisses vom preussischen Hofe ausgefolgt erhielt. Dieser Hängeteppich zeigt, oft beschrieben, in der Mitte „Dr. Luther auf einem Predigstuel und eckliche Herzoge von Pommern mit ihren Gemahlinnen“ und Kindern auf der einen, die herzoglich (kurfürstlich) sächsische Familie auf der andern Seite, dazu auf der sächsischen Seite Melancthon, auf der pommerschen Bugenhagen, „in Lebensgröße gewircket“. Er wurde 1553/54 durch den wohl aus Mitteldeutschland stammenden, in den Niederlanden gebildeten Meister Peter Heymans in Stettin hergestellt im Auftrage Herzog Philipps I., dessen Gattin Maria eine Schwester des bei Mühlberg unterlegenen Kurfürsten Johann Friedrich war. Die Vorlagen für die Bildnisse der 20 Personen sind zum Teil in Blättern des sogen. Visierbuches Herzog Philipps II., das sich jetzt im Stettiner Museum befindet, erhalten. Die Darstellung gibt keinen bestimmten geschichtlichen Vorgang wieder: Kurfürst Friedrich der Weise starb schon 1525, sein Bruder Johann der Beständige 1532, während die pommersch-sächsische Heirat,

die beide Fürstenhäuser miteinander verband, erst 1536 stattfand. Herzog Philipps I. Vater Georg, ein eifriger Katholik, der schon 1531 starb, und die 1527 verstorbene Mutter Amalia von der Pfalz sind ebenso aufgenommen, wie seine in den Jahren 1542-1549 geborenen Kinder Johann Friedrich, Bogislaw, Ernst Ludwig, Amalia und Barnim, von denen die jüngsten Luther schon aus Altersgründen nie gesehen haben können.

Wie Herzog Wartislaw IX. am 17. Oktober 1456 als erster von Rubenow sich in die Matrikel eintragen ließ, so haben in der Folge wiederholt Glieder des Fürstenhauses in Greifswald auf der Universität geweiht und mehrfach ehrenhalber die Rektorwürde übernommen. So schon der jung verstorbene Swantibor († 1464), ein Enkel des Stifters, Sohn Wartislaws X. von Barth, im Winter 1462/63, der sechsjährig im Sommer 1462 in Greifswald eingeschrieben worden war und hier als Ehrenrektor den Mord an seinem Mentor Rubenow (31. Dez. 1462) miterlebte. Knapp 100 Jahre später, am 5. Februar 1558, ließ Herzog Philipp I. seine Söhne Johann Friedrich (geb. 1542), Bogislaw (XIII.) (geb. 1544), und Ernst Ludwig (geb. 1545) in Greifswald immatrikulieren, die sich mehrere Jahre dort aufhielten und nacheinander 1558, 1559 und 1560 das Rektorat bekleideten. Auch ihre jüngeren Brüder Barnim (X.) und Kasimir (VII.) wurden 1560 und 1567, 11- bzw. 10jährig, durch die Deposition unter die Angehörigen der Universität aufgenommen. Als letzter wurde im Oktober 1634 der 14jährige Herzog Ernst Bogislaw von Croy, den sein Oheim Bogislaw XIV., bereits zum Bischof von Cammin hatte bestimmen lassen, immatrikuliert und gleichzeitig zum Rektor erhoben.

Wie dieser Herzog von Croy sich bis an sein Ende der pommerschen Hochschule zugewandt erwies, so haben auch die Söhne Philipps I. diese nachhaltig gefördert und wie ihr Vater und andere Glieder ihres Hauses öfter besucht. Vier Herzoge und drei Herzoginnen von Pommern, Bogislaw XIII. und Ernst Ludwig mit ihren Gattinnen und ihrer Schwester Anna und den beiden ältesten Söhnen Bogislaws, Philipp (II.) und Franz, nahmen z. B. 1584 an einer feierlichen Doktor-Promotion in der Nikolaikirche teil, bei der drei Professoren und ein Hofprediger des Herzogs Johann Friedrich von Stettin den theologischen Doktorhut erhielten. Ernst Ludwig, als Herzog von Wolgast der unmittelbare Landesherr Greifswalds, hat insbesondere auf seine Kosten 1591 mit dem Bau eines neuen,



stattlichen Kollegiengebäudes „im italienischen Geschmack“ mit drei Stockwerken und einem Glockenturm nach Osten beginnen lassen; den Riß hatte der Herzog selber mit entworfen, der sich auch von dem Fortgang des Baues, solange er noch lebte, öfter persönlich überzeugte. Das Gebäude wurde 1619 von einem Straßburger Professor neben dem Juleum zu Helmstedt als das schönste Kollegium Deutschlands bezeichnet und hat andert- halb Jahrhunderte seinem Zwecke gedient, bis es 1747-50 durch den noch heute stehen- den Bau Andreas Mayers ersetzt wurde.

Ernst Ludwigs Sohn Philipp Julius, der letzte der Wolgaster Linie († 1625), stiftete 1619 den Rektormantel aus rotem Samt mit kostbarer Stickerei, der, eben- so wie ein älterer aus rotem Plüsch mit Hermelinbesatz, noch heute vorhanden, im gewöhnlichen Gebrauch aber seit 1854 durch einen ähnlichen neuen, auf Kosten König Friedrich Wilhelms IV. her- gestellten ersetzt ist. Nur bei Antritt des Rektorats sollte auch weiter jedesmal der neue Rektor von seinem Amtsvorgänger zuerst mit dem alten Mantel von 1619 bekleidet werden. Die Stickerei des Man- tels von 1619, an der die damalige Her- zugin Agnes, eine brandenburgische Prinzessin, selber mitgewirkt haben soll, stellt unter anderem die neun Schilde des großen pommerschen Wappens dar, je vier zu beiden Seiten auf einem brei- ten Saum, dort, wo der Mantel sich vorn in der Mitte schließt, das neunte auf der Rückseite.

Nach dem Tode des Herzogs Philipp Julius wurde 1625 auch in Wolgast und

damit in Greifswald sein Vetter Bogi- slaw XIV. unmittelbarer Landesherr. Er hatte schon im Stettiner Landesteil seine vier Brüder vor sich dahin sterben sehen und mochte, obwohl damals erst 45 Jahre alt, weder auf Nachkommen noch auf ein langes Leben mehr rechnen. Da dachte er alsbald an die festere Sicherung der Universität, die ihm wie seinen Vorfahren das kostbarste Kleinod in seiner Krone deuchte. Schon ehe in den nächsten Jahren der Brand des großen Krieges auch Pommerland ergriff, überwies er ihr am 28. Juli 1626 die vier Güter und Dörfer Grubenhagen, Pansow, Weiten- hagen und Subzow. Dann, als seit Jahren bereits die Kaiserlichen und nach ihnen die Schweden im Lande standen und „die Professores nun ins fünfte Jahr ihrer salariorum entrathen“, gab er am 18. Oktober 1632 seinen Entschluß kund, der Universität zur Sicherung für die Zukunft so ziemlich das ganze Amt El- dena zu übertragen. Da dieses aber ver- wüftet und mit 36 000 Gulden Schulden belastet war, bedurfte es längerer Ver- handlungen, bis die Universität sich zur Annahme dieser Schenkung als Ablösung der bisherigen landesherrlichen Leistun- gen entschloß. Und so erfolgte dann am 15. Februar 1634 in Stettin die Schen- kung, und am folgenden 28. März in Eldena die Abergabe durch die Bevoll- mächtigten des Herzogs an den Rektor Jakob Gerschow. Dadurch kam das ehe- malige Kloster Eldena mit den Dörfern Neuendorf, Kemnitz, Kemnitzerhagen, Dietrichshagen, Koitenhagen, Friedrichs- hagen, Schönwalde, Derssekow, Angnade,

Levenhagen, Hennekenhagen, Leist, Wam- pen, Neuenkirchen, Ladebow, Wieck, Hanshagen, Kessin, Radelow und Thu- row und allen Forsten und sonstigem Zu- behör - freilich auch mit allen Schulden - in den ewigen Besitz der Universität, um deren Bestand für alle Zeiten und über allen Wechsel der Dinge hinaus „bis an den tag der Zukunft des Herren“ zu sichern.

In der Tat hat die Universität auf dieser festen Grundlage sich behauptet in allen den gewaltigen Umwälzungen und alle Fremdherrschaft der folgenden fast zwei Jahrhunderte überdauert. Sie hat mit diesen Einkünften, zu denen erst 1874 ein dann freilich rasch wachsender Zuschuß des Preussischen Staates trat, im letzten Jahrhundert, dem 5. Jahrhundert ihres Bestehens, unter den preussischen Königen und deutschen Kaisern wieder mit den übrigen Pommern und dem großen Deutschland vereinigt, zu höherer Blüte und weiter ausgreifenderer Wirksamkeit als je zuvor gelangen können. So reicht in der Universität Greifswald, die im preussischen Staate jetzt die älteste, im heutigen Deutschland dem Alter nach die vierte, im Ostseebereich die zweite ist, die Tätigkeit und Fürsorge des alten vor 300 Jahren vergangenen Herzogshauses lebendig in die Gegenwart hinein. So- lange die Universität besteht, wird auch die Erinnerung an die alten Herrscher des Landes lebendig bestehen, die an ihrer Errichtung wesentlich, an ihrem Ausbau und ihrer Erhaltung entscheidend beteiligt waren und ihren Bestand über das Leben des eigenen Hauses hinaus sicherzustellen wußten.

## Geschichten vom alten Wrangel

Sin und wieder wurde Papa Wrangel durch ein Musikkorps der Garnison ein Ständchen gebracht; er trat dann auf den Flur hinaus und bedankte sich. Dabei fragte er einmal den Dirigenten: „Was habe ich denn in solchen Fällen immer gegeben?“

„Nichts, Exzellenz“, lautete die Ant- wort.

„So . . . na, dann wollen wir darin auch keine Änderung vornehmen“, meinte Exzellenz und zog sich befriedigt in seine Gemächer zurück.

\*

Einmal jedoch wurde er freigebig, trat hinaus und drückte dem Musikmeister einen - Taler in die Hand: „Danke für

die schöne Musik, und hier - macht euch einen fidelen Tag davon.“

Wie er sich das bei einem etwa 60 Mann umfassenden Musikkorps vorstellte, hat er nicht gesagt.

\*

Bekanntlich hatte Wrangel im Schles- wig-Holsteinischen Feldzug von 1864 das Oberkommando. Da hatte er in seinem Hauptquartier für bestimmte kleine Ver- gehen eine Strafkasse zugunsten der Ver- wundeten eingeführt, um deren Auf- füllung er eifrig bemüht war.

Den Titel Exzellenz hatte er sich da- mals verbeten, „denn“, meinte er, „diesen Titel habe ich nun gerade lange genug gehört; nennen Sie mir einfach Herr

Generalfeldmarschall - es ist schon der Kürze wegen, der man sich im Felde be- fleißigen muß; wer dawider handelt, zahlt zwei Fute (Gute Groschen) in die Straf- kasse.“

\*

Wrangel war ein Freund der Damen, denen er an der Spitze seines Regi- ments oft Kufshände zuwarf. Einst hatte er eine größere Damendeputation zu empfangen; das stimmte ihn besonders liebenswürdig. Er ging der Reihe nach herum und gab jeder einen Kuß. Der Zu- fall wollte es, daß die ersten lauter hübsche Mädchen waren; dann aber änderte sich das Bild, und nun schien es dem alten Schlauberger doch ein bißchen zu viel zu werden. Plötzlich innehaltend, winkte er seinem Adjutanten: „Küsse weiter, mein Sohn!“

B. W.



# IM NETZ

NOVELLE VON ARNOLD KRIEGER

Das Fischerdörfchen Wantus, murkfig, verduckt, zurückgeblieben, mit Rohrschaubendächern und Lukenfenstern, so hocht es hinter einem struppigen Sturmbann von Kiefern, darin sich der salzig sprühende Nordost verfängt. Die äußersten Vorposten dieser Zusammenrottung bäumen sich verzweifelt gegen die Windschur, noch im Knien weiterkämpfend. Landein stehen die stämmigen Gesellen unüberwindbar, untersekt und gedrun-gen, die hölzerne Knarre im Anschlag.

Es kam ein besonderes Jahr über das Dörfchen. Keine Sturmflut mit schwellendem Ostseebecken, mit heulendem Anlauf und Baumsturzgedonner, aber für den Fischer Rowies war diese Heimsuchung schlimmer als eine Sturmflut.

Er war ein störrischer, „dusterblonder“ Mann von knapp vierzig Jahren. Die anderen Fischer mochten in ihrem Wesen ebenso viele Knorze und Knafte aufweisen. Um ihn aber glosste meistens ein so barscher Ernst, eine so verkniffene Finsternis, wie sie nicht einmal in diesem schwerblütigen Landstrich gängig war. Und wenn auf einem die Wendung paßte „hei kümmt glück so nurdlich“, so war es Rowies, der mundkarge Witmann.

Das Frühjahr zog ohne besondere Zeichen herauf. Die Heringsreusen wurden wie immer nach Eislösung wettgemacht. Die große Dorstonne mit braunem Teer rumpelte herum. Man kippte etwas davon in die Butte. Heißes Wasser zischte nieder. Dann wurde gerührt, gerührt und nochmals gerührt. War es fertig, so zog man die Reusenstücke durch den schmerzigen Sud. Das Garn saugte sich voll. Die Teile, Flügel und Rumm wurden zum Trocknen aufgehängt. Auf allen Zäunen und zerklümpften Hecken konnte man die hübschen Netze ausliegen sehen. Ganz Wantus duftete nach seinem Teerleng.

Im April tobten ungewöhnlich schwere Stürme. Trotz der starken Pfähle und Anker wurden die Reusen übel mitgenommen und hie und da aufgeribbelt. Am schlechtesten sollte es den Reusen aus verzinktem Drahtgeflecht vor Swinemünde bekommen sein. Ein magerer April! Nur die Dorschangeln brachten etliches ein.

Man hoffte auf den Mai. Aber es wurde ein kübler Mai mit Nachtfrost und dünnen Malen.

Konnte es da verwunderlich sein, daß in Wantus wieder die Rede umging, man müsse es nun doch endlich einmal mit Badebetrieb versuchen?

Und das gerade war es, was den dusterblonden Hermann Rowies so aufbrachte, daß er ganz höllisch wurde. Er redete überall dagegen an; er, der sonst tagelang kaum ein Wort hervorklemmte, nahm sich jeden Wantusser einzeln vor, um in heftiger, hart herausgebrochener Rede zu mahnen und warnen, zu hadern und höhnen.

Nun traf es allerdings zu, daß Wantus in mehrfacher Hinsicht zu einem Kurort nicht geeignet schien. Der Strand war schmal, von Steinen überfät, die Wasserlage ungünstig, denn auf eine ziemlich krasse Tiefe folgte erst in vierzig, fünfzig Meter Entfernung der erste lichtgrüne Sandbankgürtel. Außerdem war der Weg vom Strand bis zum Dorf langgestreckt und dazu noch uneben. Am meisten aber war der unerfreuliche Zustand der Fischerhäuser und das Fehlen aller städtischen Bequemlichkeiten dem Vorhaben hinderlich. Doch ließ sich ein Teil dieser Mängel ausgleichen, und die gewichtzeren Wantusser, die in nicht allzu weit entlegenen, großen Badeorten Augen und Ohren geöffnet hatten, wußten sehr gut,

daß manch einer die beschwerliche Einsamkeit einem gefälligen Herdenleben vorzog. Es geschah nicht selten, daß dieser oder jener Wanderer an eins der quienigen Häuschen pochte und um Unterkunft, ja um Bleibe fragte. Sogar aus den Autos, die über die schlechten Feldwege wackelten, kam so mancher bedauernder Blick eines Naturschwärmers, daß die kleine Ortschaft nicht eine einzige Garage oder sonst brauchbare Einfahrt habe.

Nun, schließlich konnte diesem Abel abgeholfen werden, sagte sich Schmook, der Inhaber des kümmerlichen Gasthäuschens, das außer in seinem Kaffeegarten fast gar keinen Raum für Passanten bot. Im Kopfe Schmooks tummelten sich allerlei liebliche Pläne.

Aber da war nun Hermann Rowies und bohrte und wühlte und sagte, daß alles dummes Zeug sei, und es gäbe einen furchtbaren Stunk, und es sei überhaupt eine dreckige Sache, sich so „truhartig“ mit den Städtischen einlassen zu wollen.

Dies nämlich war der Angelpunkt seiner Reden, Ängste und Flüche. Nichts wissen mochte er von den Städtischen. Das bißchen Geld, das man vielleicht durch sie in die Finger bekam, wurde von der Foppheistrigen Wirtschaft, die sie einem machten, zehnmals aufgewogen.

Aber schließlich war es weniger das Außerliche, was den Witmann Rowies so abschreckte und aufbeizte. Er hatte von jeher einen tiefwurzelnden Haß gegen alles städtische Gehebe und Gebräme. Der Ursprung dazu lag wohl schon in seiner Abstammung. Sein Großvater, und mehr noch sein Vater, waren ebensolche wolfscheuen Eigenbrödlere gewesen, knurrig und kutanzig in der Familie, unbeliebt in der Sippe, und doch bei allem treusorgende, wetterständige Männer, deren sich die Gemeinde nicht schämte.

Als Junge hatte Hermann Rowies ein häßliches Erlebnis in Dievenow gehabt, wo er, unkund und weltfremd wie er war, von einem Wihbold genarrt wurde und den vorgewiesenen Weg ins Damenbad tappte. Es entstand ein großer Tumult. Ein paar junge Mädchen freuten sich über den eingekreisten Wildling, die Mehrzahl war empört. In seiner Verwirrung benahm sich der Junge immer tolpatschiger, und, als er körperlich bedrängt wurde, schlug er um sich. Er gab keine Erklärung.

Es erging ihm sehr schlecht. Der Skandal wurde aufgebraucht. Die verheßte Kurbehörde des Ortes unternahm Schritte, den verdorbenen Rohling unschädlich zu machen. In dem entscheidenden Verhör sagte der Junge wieder nichts aus, jedenfalls nichts, was glaubhaft klang. Sein Blick war scheu, flackernd, blutunterlaufen.

Er kam in eine Erziehungsanstalt. Hier blieb er indes nur drei Monate, da man den Irrtum nachträglich langsam erkannte.

Aber diese Monate mit all ihren Drangsalen, Mißverständnissen und Bußübungen hatten es ihm angetan. Nie mehr wichen die Spuren der Schande aus seinem entknebelten Herzen. Ein stickiger Brodem von Verdüsterung war um ihn, wo er auch weilte. Nur sehr selten sah man auf seinen hagern, sturmgegerbten Zügen ein wohllebendes Lächeln, eine verharrende Freundlichkeit. Dabei war er ein überaus tüchtiger Fischer von großer Zugkraft. Seine Geschicklichkeit, sein Scharfblick und Spürsinn war allen bekannt. Nicht dazu ge-



Schaffen, Beliebtheit zu erwerben, stand er dennoch in hohem Ansehen.

Nur bei einem Menschen war er beliebt, und in diesem Fall ging das Gefühl sogar weiter. Ein wirkliches, stetiges Liebhabeu war es, das sich in vielen Zügen zeigte, in dem niebesungenen Klienwerk des Alltags. Dieser eine Mensch war seine Tochter Tine.

Sie war ihrer früh verstorbenen Mutter nachgeartet, sie war sogar mütterlicher, ein Vorbild fast noch mehr als eine Wiederholung der Frau, die durch ihre zeitweiligen Zornanfalle dem Vater manche schmerzliche Stunde bereitet hatte.

Tine war von Grund aus sanft, fügsam, willig, ein wohl- ausgewachsenes, hochbüftiges Mädchen mit blonder Haarfrone und stracken Gliedern, mit Zähnen, die zum Lachen geschaffen schienen. Ihre Augen waren in der Farbe wechselnd wie das Meer, das sie so oft anblickten. Der Mund war liebevoll; aber die Lippen hätten sich eher blutig beißen lassen, als ein kosen- des Wort preiszugeben, denn scheu war auch Tine, freilich auf eine lichtere Art als der Vater.

Emsig war Tine, so emsig, daß sie für zwei Frauen schaffte, ohne sich abzubrauchen. Die Arbeit schnurte ihr von der Hand wie ein Kreisel. Ganz früh schlüpfte sie vom Lager. Sie wusch sich hurtig mit frisch herausgewundenem Brunnenwasser. Das war ihr tiefgefühltes Bedürfnis.

In diesen rauhen Maitagen mit ihrem ewigen sturven Ost merkte sie deutlich den zunehmenden Unmut ihres Vaters. Als er dann umherging, die Fischer und ihre Frauen ansprach, als sie begriff, worum es sich drehte, da war sie traurig, daß sich der Vater nicht auch an sie wandte. Er war zu Hause noch schweigsamer als sonst. Dabei hätte es ihm wohlgetan, sich auch hier zu äußern. Aber er schien das Mädchen mit diesen widerwärtigen Sachen verschonen zu wollen.

Als ob sie es nicht schon haargenau wußte.

Sie wußte überhaupt mehr, als er glaubte. Jenes unselige Knabenerlebnis kannte sie ebenfalls, von einer Nachbarin, seit langem.

Und es war oft, als wolle sie mit ihrer behutsamen, unterwürfigen und zutunlichen Lebensart wieder gut machen, was jene Badeweiber an ihm gesündigt hatten.

Von diesem Punkt aus verstand sie die Abwehrhaltung des Vaters, seine gesunde Mut, seine krankhafte Angst vor neuer Schmach. Und doch war in ihr schon jetzt eine leise, zähe, schwer zu beschwichtigende Stimme für den Plan der Wantusser, für den sommerlichen Zuzug von Fremden, für die Lockung und Ausgestaltung eines Daseins, das in Enge und Starrsinn gefügt blieb.

Tine war ein kernsauberes, unverkränkelt natürliches Geschöpf. Sie litt nicht an einem nervennagenden Fernweh. Alle ihre Sinne waren freudig in der wortlos geliebten Heimat zu Hause. Die Bäume wuchsen und trieben für sie. Das Meer schenkte ihr Grenzenlosigkeit und Farbe, der Himmel den Wechsel, der kienig bullernde Ofen die Traulichkeit. Zwischen ihr und den andern Menschen gab es Wort und Antwort, gab es Blick, Spaß und Tanz. Alle Gegenstände waren ihr verdingt, die Flügel der Reusen, die schuppenglänzenden Weidentiepen, die Geranientöpfe und Klaffmuscheln, was sollte sie mehr wollen?

Und doch, allzu deutlich strichen die bunten Wehen aus den modischen Badeorten herüber. Führte auch die eigentliche Chaussee in weitem Bogen um das Dörfchen, so ließ es sich doch nicht ganz umgehen, daß man diesen oder jenen Fremden zu sehen bekam. Da es selten genug geschah, wirkte es auf das Mädchen nicht unangenehm. Ein Streifchen Musik platterte zu ihr hin, ein Quälmdchen Benzinduft, und mit einem

wunderlichen Seufzer wandte sie sich ab, dem Vater das Abendbrot zu braten. So geschah es mehr als einmal.

Aber wenn sich ihr Vater nun an sie gewandt, ihr die Sache zur Besprechung vorgebracht hätte, was würde sie wohl erwidert haben? Daß er recht hätte, zehnmal recht. Unsegen brächten die Fremden, zerhadern würden sich die Wantusser, faul und läßlich werden im Befischen der See.

Und er, der Vater, würde er sie loben und „min Döchtling“ sagen? Aber nein, dazu entschloß er sich nicht. Noch nie hatte er solche übertriebenen Dinge gesagt, und das würde wohl so bleiben, immer und stets.

Doch er wandte sich erst gar nicht an sie. Vielleicht verachtete er ihre geringe Meinung. Er war ein hochpostierter Mann von Weitblick und harschem Sinn. Vielleicht dachte er, sie würde ihm nicht recht geben und wie die andern aufmucken.

Diese Auffassung Tines war ziemlich richtig. Nur, daß sich Hermann Rowies darüber nicht klar war. Mit der ihm eigenen Scheu sann er an dieser verwischten Ziffer seiner Rechnung vorbei. Desto mehr beschäftigte er sich mit allen übrigen Spenen.

Es waren da einige Männer vom alten Schrot und Schlag, die gleich ihm von dem Vorhaben abrieten. Die Unkosten seien doch wohl zu groß. Bauen könne man nicht. Die Konkurrenz werde doch immer das Beste wegangeln.

Aber der Gemeindevorsteher Schmoof verschwor und versteifte sich, daß alles gut gehen werde, und man solle im Gemeinderat die kleine Umlage bewilligen. Eine neue, glänzende Zeit käme heran.

Er wußte es den Widersässigen allmählich schmackhaft zu machen. Sogar der alte Raddak fiel um.

Max Pribbenow, der junge Bootsbeimann von Rowies, erzählte ihm die betrübliche Tatsache.

„De hatt sick besunnen, Rowies. An die annern dauhn's nach.“

In der entscheidenden Gemeinderatsitzung stellte Rowies den alten Raddak zur Rede. Der runzelte sein rissiges Gesicht, so daß es tausend Fältchen hatte, und zeigte auf die fast vollzählig geschlossene Mannschaft der Gegenpartei:

„Wat sall einer dorbi dauhn?“

Da legte Hermann Rowies los. Seine blonden zusammen- gewachsenen Augenbuschen verdickten sich zu Wülsten, seine Faust schlug dann und wann bekräftigend auf den billigen Tisch von Fichtenholz, daß der Federhalter tänzelte und das klobige Tintenfaß bebte.

Fremde würden herkommen, aber nicht als Gäste, nein, niederlassen würden sie sich hier und den anderen das bißchen Verdienst abgraben. Schöne Häuser würden erstehen, Villen, schließlich würde man selber hierzuorte nur noch geduldet werden - -

„Is ja recht un in Schick, wenn se zu uns künmen un bliewen, Rowies! Dann künmt und bliewt ok dat Geld!“

Der Kampf wogte. Die andere Partei war zu stark. Rowies hatte schließlich nur noch den jungen Max Pribbenow auf seiner Seite.

„t dike Enn künmt nach“, schrie der erbitterte Mann.

„Verlat di ganz up uns, Hermann.“

„Olle, bleude Dammelsköpp!“

„Swig rein still!“

Aber Rowies schimpfte aus vollem Halse.

„Rut! Rut!“ hieß es da

„Hier bliewen!“ schrie Max.

Rowies eiserte weiter mit verfärbtem Gesicht.

„Jo, Jo!“ pflichtete Max bei.

„Du seüllst din Mul hollen, Max!“



Es war nicht mehr zu ändern. Die Ratsmitglieder beschlossen fast einstimmig, es auf einen Versuch ankommen zu lassen.

Als bald wurde mit den Vorbereitungen begonnen. Statt zu fischen, las man Steine am Strand, tagelang von morgens bis abends. Man sprach von nichts anderem mehr als von der großen Verwandlung und der künftigen Entwicklung. Fast alle waren bereit, den Sommer über nötigenfalls im Stall oder Schuppen zu hausen. Keiner zögerte, seine Sparpfennige für die Anschaffung dieses oder jenes Möbels zu verbrauchen, sei es, nun die gemeine Preitsche durch eine Decke in ein Kanapee zu verwandeln, sei es auch nur, um ein Bildchen oder einen Spiegel für die weißgetünchte Wand zu erwerben.

Der Lehrer, der Wantus mitbetreute, brachte als Schlagwort fürs Inserat das Wort vom „Reiz des Primitiven“ auf. Keiner der Wantusser verstand das genau. Einige waren beklommen, weil ihnen das Fremdwort zu vornehm und anspruchsvoll klang.

Mitte Juni traf der erste Gast ein. Er nahm Quartier bei Hinrichs, dem ärmsten der Fischer. Dieser erste Gast war ein glasköpfiger Naturapostel, der barfuß ging, mit entblößtem Oberkörper. Um sechs Uhr in der Frühe nahm er sein Morgenbad, und zwar ohne Badehose, worüber sich die Fischer sehr verwunderten.

Dieser Mann wurde böse, als der erste simple Strandkorb auftauchte, der dem ganzen Dörfchen gehörte. Man hatte gemeint, auch ihn werde das freuen. Er aber rollte die Augen und prophezeite wütend einen aufdringlichen Zulauf von Gästen. Die Fischer wiesen ihn bescheiden darauf hin, daß erst dieses ihr Wunsch sei. Er wurde ganz kollerig vor Arger.

Als bald stellte sich eine Schwermütige alte Dame ein, die sich alles Nötige mitbrachte, Lampe, Betten, Kochtöpfe, Hängematte und dergleichen. Sie erklärte, absolute Stille zu brauchen, Totenstille.

Als dritte Errungenschaft fand sich ein sehr turteliges Liebespaar dazu, eine Frau Waldukat und ein Herr Lemmer, beide verheiratet, aber schnurrigerweise nicht miteinander verheiratet, sondern mit irgendwelchen andern Personen, die vielleicht ihrerseits -

Wat giwt dat all! Wat giwt dat all!

Hermann Rowies hielt sich von den zweifelhaften Gestalten gänzlich fern, und ebenso tat es seine Tochter Tine, ohne daß er es ihr ausdrücklich befohlen hätte. Er nahm jetzt öfter Max Pribbenow zu sich ins Haus. Das war ein tüchtiger, verlässlicher Bursche; obgleich erst zweiundzwanzig, einer der wenigsten Segler weit und breit. Für Alfstümen hatte er eine besonders feine Nase. Die Seetiefe konnte er genau abschätzen. Darin kam ihm keiner gleich.

Aber am tüchtigsten war er beim Tanzen. Keiner klatschte so temperamentvoll mit den Händen, keiner stampfte so den Boden wie er, keiner schrie so hell und durchdringend sein „Juch, juch!“

Tine war zu dem Burschen nicht eben unfreundlich. Meist spöttelten sie sich aus, und das war ein gutes Zeichen, fand Rowies. -

Sie fuhren zu vieren zum Alangeln hinaus. Rowies, Max, Wenzel und Mummelow.

Wenzel war ein lustiger kleiner Mann von zweiundfünfzig. Er trank gern eins über den Durst. Er konnte seine Augen verschieden bewegen wie ein Plattfisch, und Warzen und grüne Flecken hatte er wie diese. Auch heute rollte er allerlei Späße; Rowies sah ihn finster aus kleingedrückten Augen an.

Mummelow war ein gutmütiger, dickschultriger Mann von einigen dreißig. Er hatte einen ehrwürdigen Südwester, dem man ansah, daß er seit sechzig Jahren in der Familie Dienst tat. Seine Stiefel waren über und über beriestert.

Jetzt waren sie über das zweite Sandriff hinweggerudert. Die Riemen in den Dollen knarrten eintönig. Unter den Füßen der Männer wimmelten in der abgedichteten Bodenschicht die halbwüchsigen kleinen Tobiasaale, die sorglich gehetzten Köder. Sie waren vorhin aus dem eigentlichen Verhältnis übergeschlüpft. Dieses bekam durch die daumenstarken, zart durchlöchernten Zinkspunden den ständigen Zustrom von belebendem salzigem Naß. Die kleinen, flotten Burschen konnten auf diese Weise, wenn es nottat, fünf bis sechs Tage am Leben bleiben, wenn sie auch vom dritten an merklich abflauten.

Diese kleinen Tobias gab es nicht etwa überall. Von weiter mußten die Fischer zur Mündung des Dievenow-Durchstichs segeln und sie hier mit dem „Tobieschen Gan“ feschern.

Max zeigte auf eine tangbespinnene Planke, die auf den Wellen wippte.

Sie sagten nichts dazu. Aber jeder dachte wohl, daß da etwas draußen geblieben sein mußte. Der Wind stand von Osten. Das Ding konnte von der Kolberger Gegend kommen.

Das Boot, das Rowies und Wenzel zu gleichen Teilen gehörte, war für seine Breite und acht Meter Länge ziemlich flach gebaut. Als einzigen Wetterschutz hatte es eine Haube überm Achter. Da konnten kaum zwei Mann unterschlüpfen.

Sie näherten sich der bewährten Alfangstelle. Obschon es heute aber nur darauf ankam, die Angeln auszulegen, die morgen früh mit der Beute eingeholt werden mußten, war eine erwartungsvolle Spannung zwischen den vier Männern; das Auslassen der Angeln war ein Geschäft, das straffste Aufmerksamkeit und gemeinsame Zucht erforderte. Es waren nur kleine Schock, zu 45 Angeln, aber genug Arbeit für drei Männer. Mummelow ruderte. Alle hatten vollauf zu tun.

Die nach Schnüren geordneten Angeln lagen in neun verschiedenen Brettladen. Das war Sache der Frauen, die schon in Wantus erledigt war. Damit gaben sich die Männer nicht ab. Doch wehe, wenn etwas nicht stimmte!

Jeder hatte dreißig Schock zu beködern und auszulegen. Dreißig kleine Schock. Tausenddreihundertfünfzig Tobias mußte jeder einzeln aufspießen, genau mit der Rückenmitte, so daß die Tierchen waagrecht treiben konnten. Da brauchte man flinke Hände, Energie, Taktgefühl.

Bei jedem Ruderschlag warf einer seinen Haken mit der Vorlaufschnur über Bord. Erster Schlag Rowies warf. Zweiter: Max. Dritter Riemenchwung: Wenzel. Inzwischen hatte Rowies schon wieder einen neuen Tobias aufgehakt. So ging es regelmäßig weiter. War einer mal nicht rechtzeitig fertig geworden, dann wurde die unbesteckte Angel ausgeworfen, damit keine Stockung vorkam. Jede Sekunde war kostbar.

Auf der Rückfahrt unterhielten sich die Männer über das, was sie alle in diesen Wochen, in jeder freien Minute beschäftigte: die geplante große Verwandlung ihres Heimatdörfchens. Rowies war unnachgiebig und prophezeite Unglück und Pestilenz aller Art. Der faule Mummelow orientierte nur. Wenzel, dessen linkes Auge sich wieder einmal selbständig machte, meinte, auch Rowies werde noch sein gutes von der Sache haben. Der wollte nichts davon wissen und wettete ihn grimmig an. Dabei kamen sie beide, die gerade die Riemen führten, aus dem Takt, und der junge Max Pribbenow sagte: „Kinners, Kinners!“  
(Fortsetzung auf Seite 211)





# NS-Kulturgemeinde

## Streitgespräche der Gegenwart (V)

**Bürger:** Wie wird das Seelentum zur Sentimentalität verküsst - und der Geist zum Intellekt herabgewürdigt? Das war die Frage, mit der unsere letzte Unterhaltung schloß.

**Hellbrecht:** Richtig! Und wenn ich mich recht erinnere, hatte ich gesagt, daß die Beantwortung dieser Frage gleichbedeutend sei mit der Bloßlegung der Krisis des bürgerlichen Zeitalters.

**Bürger:** Jawohl, Sie wollten an handgreiflichen Beispielen dartun, wie die Herauslösung von Seele und Geist aus dem Gesamtlebenszusammenhang unweigerlich zum Kulturverfall führt.

**Hellbrecht:** Beginnen wir also: Nehmen wir zunächst das Café. Da handelt es sich um eine typische Lebensform des Bürgertums der Verfallzeit.

**Bürger:** Wieso ist das Café typisch bürgerlich? Dann wäre doch der Bräukeller eines Brauhauses viel eher bürgerlich zu nennen.

**Hellbrecht:** Wenn ich vom „Bürger der Verfallzeit“ spreche, habe ich die unter der Herrschaft des „Gesellschaftlichen“ entstandene Entartung des Bürgertums zur Klasse im Auge. Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß die Cafés auch Verkehrslokale der Bauern und Arbeiter waren? Das Kennzeichen der verfallenden bürgerlichen Zeit ist doch ihr Klassencharakter, der allem Zusammenleben, auch dem im öffentlichen Lokalen, seinen Stempel aufdrückte.

**Bürger:** Da haben Sie recht. Hierüber habe ich bisher noch nicht nachgedacht. Man kann also sagen, daß die Verlegung der bürgerlichen Geselligkeit aus dem Hause in das Café oder in das öffentliche Tanzlokal bereits ein Ausdruck der Entseelung des Bürgertums ist.

**Hellbrecht:** Durchaus, weil man gar nicht daran dachte, in der Öffentlichkeit mit anderen Volksgenossen, als den der eigenen Gesellschaftsschicht zugehörigen, zusammenzukommen. Man stellte sich zwar gesellschaftlich zur Schau, blieb aber trotzdem unter sich.

**Bürger:** Ich muß aber noch einmal auf den Bräukeller zurückkommen. Hierbei handelt es sich doch um eine recht musfige und dumpfige bürgerliche Angelegenheit.

**Hellbrecht:** Als Norddeutscher sehen Sie es vielleicht so. Unter dem Weißwurst-Aquator lebt aber ein anderes Völklein. Dies kommt mit Rind und Regel, d. h. also familienweise, in den Bräukeller. Dann finden Sie dort den höchsten Regierungsbeamten neben dem Handwerker und Arbeiter. Das mag einem Außenstehenden nicht immer gemäß sein. Der Süddeutsche aber ist immer „mit ganzer Seele“ dabei. Das „allweil wird zsamng'rukt!“ ist Kennzeichen für das Bedürfnis, Volksgemeinschaft zu bilden.

**Bürger:** Das ist nur in Süddeutschland so! In Norddeutschland ist man eben kühler und zurückhaltender.

**Hellbrecht:** Sagen Sie das nicht, das scheint nur so. Ich habe in manchem Hamburger Grogkeller den Großkaufmann neben dem Fuhrknecht angetroffen und außerdem festgestellt,

daß dort bestimmte Bierlokale der Treffpunkt der Familien der unmittelbaren Nachbarschaft waren.

**Bürger:** Schweifen wir nicht etwas von unserem Thema ab?

**Hellbrecht:** Oh, ich glaube das gehört durchaus hierher. Können Sie sich vorstellen, daß die aus allen Volksteilen sich rekrutierende SA. der Kampfzeit etwa Cafés zu Sturmlokalen hätte wählen können?

**Bürger:** Allerdings nicht. Die SA. bevorzugte derbe, verräucherte Bierkneipen für diesen Zweck.

**Hellbrecht:** Wenn uns nach einer Saalschlacht das erregte Blut nicht zur Ruhe kommen ließ, dann gings allerdings noch manchmal in ein Café, jedoch nicht, weil wir uns dort wohlfühlten, sondern um den mehr oder minder zweifelhaften Dämchen mit ihren Galanen zu zeigen, daß wir ihre zweifelhafte Ordnung nicht respektierten. Dann rückten wir einige der kleinen Marmortischchen zusammen, dergestalt eine uns gemäßigere Ordnung bildend. Beim verlegenen Ober bestellten wir keinen Mokka, keinen Cobbler oder Pfirsich-Melba ...

**Bürger:** ... Dafür aber einen Halben mit einem Korn!

**Hellbrecht:** Richtig! Inzwischen hatten die Juden an den Tischen nebenan den Geschäftsführer alarmiert, und als wir gegen das Gewimmer der Jazzkapelle ein zünftiges Lied setzten, sogar die Polizei.

**Bürger:** Ich muß wiederholen, zurück zum Thema!

**Hellbrecht:** Das gehört zum Thema! Wir SA.-Männer, die wir einbrachen in die Cafés, waren „ein Herz und eine Seele“. Und die Welt dieser Cafés, die sich durch unsere Gegenwart unangenehm berührt fühlte, war keine Welt mit Herz und Seele. Das war ein zusammenhangloses Gebilde, in das die Jazzkapelle erst einige Ordnung brachte.

**Bürger:** Also doch Ordnung?

**Hellbrecht:** Und was für eine! Eine maschinenhafte, entseelte Ordnung. Was auf der Tanzfläche quirlte und schob, das bewegte sich nicht im lebendigen Rhythmus, sondern im Takt.

**Bürger:** Takt und Rhythmus ist doch dasselbe.

**Hellbrecht:** Nein, durchaus nicht. Eine Maschine läuft im Takt, man spricht sogar z. B. von Zweitakt-Motoren. Ein lebendiges Wesen bewegt sich im Rhythmus. Sie können einen modernen Jazzschlager irgendwie in der Mitte anfangen und abstoppen, dann klatschen die Tanzmarionetten mechanisch. Die Jazzkapelle fängt genau da wieder an, wo sie aufgehört hat. So schaltet man eine Maschine ein und aus. Nehmen Sie dagegen einen Walzer, beispielsweise „An der schönen blauen Donau“. Wie weit holt die Musik aus, bis man da richtig in Schwung kommt. Wie herrlich der Rhythmus, mit dem man über die Tanzfläche gleitet! Das ist doch ein ganz anderer Schnack! Und wie wunderbar ein Walzer von Strauß ausklingt! Da kann man nicht in der Mitte plötzlich aufhören und dann wieder nach einer kurzen Pause an derselben Stelle



fortfahren. Weil das deutsche Leben nicht im Takt gerüttelt wird, sondern sich im Rhythmus bewegt, empfinden wir den Jazz als undeutsch, fremd und den Walzer als deutschen Tanz; es war traurig anzusehen, wie in der Systemzeit eine ganze Generation das Walzer-Tanzen verlernt hatte.

Bürger: Ein sehr sinnfälliges Beispiel für die durch Mechanisierung des Lebens herbeigeführte Entseelung der Menschen.

Hellbrecht: Es konnte in einem Café zwischendurch passieren, daß die Musikkapelle Saxophon und Schlagzeug einmal ruhen ließ und irgendein Sänger mit einer gewaltigen Baßklampe sich demonstrierte mit - sagen wir einmal - dem Lönslied „Als ich gestern einsam ging...“ Mit sehr viel Schmalz wurde dies vorgetragen, so daß die kleinen Mädchen alle schluchzten und sich verstohlen über die Augen wischten. Während die zuständigen Kavaliere nachdenklich in ihren Kaffee stierten. Und wenn der Sänger fertig war, dann wurde die Kapelle wieder in Gang gesetzt... „Wer hat den Käse zum Bahnhof gerollt“.

Bürger: Damit wäre also festgestellt, daß die Menschen im Café doch nicht ganz ohne Seele waren.

Hellbrecht: Jawohl, durch ihr maschinenhaftes Dasein war die Seele in ihnen - sofern nicht völliger Seelenschwund festzustellen war - gewaltig zurückgedämmt. Bei irgendeinem Anlaß, hier war es ein Lönslied, das andere Mal kann es ein schmalziger Film sein, bricht die so mißhandelte Seele plötzlich aus, um für Augenblicke das ganze Bewußtsein zu beherrschen. Ausdrücklich bemerkt sei, nur für Augenblicke, dann aber das ganze Bewußtsein. Und das nennt man Sentimentalität.

Bürger: Nun, die Sentimentalität scheint mir ein gewisses Vorrecht der kleinen Mädchen zu sein.

Hellbrecht: Glauben Sie etwa ja nicht, nur kleine Mädchen könnten sentimental sein. Auch härtigen Männern passiert das.

Bürger: Wirklich?

Hellbrecht: Ich denke da z. B. an das Gebahren der „Herren der Schöpfung“, wenn sie am „Watertag“ einmal losgelassen sind. Die Himmelfahrtsausflüge - in Norddeutschland nennt man sie „Schinkentouren“ - werden im Rheinland meist auf einem Rheindampfer durchgeführt. Raub hat der Regellklub „Sib ihm“ den Dampfer betreten, schon ist er unten in der Kajüte, um seine Skatunde aufzumachen. Und dann wird feste gekloppt, währenddessen draußen die Rheinlandschaft vorübergleitet, über die die Natur ein Füllhorn von Schönheit und Anmut ausgeschüttet hat.

Auf einmal klingt es plötzlich, geradezu wie ein Alarmruf der Seele: Die Loreley, die Loreley! Die Karten werden hingeworfen und alles begibt sich in einem Tempo, wie es die Schmierbäume gestatten, an Deck, um an der Keeling tränenfeuchten Auges zu singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten...!“

Bürger: Sie wissen es ganz bestimmt nicht mehr.

Hellbrecht: Doch, sie denken zutiefst daran zurück, als sie vor 30 Jahren zum erstenmal aufgelöst und voller Seeligkeit mit ihrer Katharina hier vorüberfuhren.

Das Lied ist verklungen, der Loreley-Felsen vorüber, schon heßt alles in die Kajüte und es heißt: Wer ist am Geben?

Bürger: Ich muß Ihnen zustimmen, die Sentimentalität kann auch eine Angelegenheit härtiger Männer sein.

Hellbrecht: Das waren nun alles zum Glück heitere Betrachtungen. Das Ganze hat aber auch eine verflucht ernste Seite: Wir sind als sentimentales Volk in den Krieg gezogen und haben ihn sentimental verloren.

Bürger: Ich habe mir bisher andere Vorstellungen vom Krieg und von Deutschlands Feldsoldaten gemacht.

Hellbrecht: Gewiß hat unser Volk prächtige Soldaten an die Front geschickt, aber desto unsoldatischer war die Volksführung. Gab es je in der Geschichte eine verhängnisvollere Sentimentalität als die „Nibelungen-Treue“ der wilhelminischen Politik gegenüber dem verlogenen Habsburg? Oder war die bekannte „Krüger-Depesche“ Wilhelms des Letzten etwa nicht anderes als hilflose Sentimentalität? Wissen Sie, daß der deutsche Botschafter 1914 in London, Fürst Lichnowsky, der doch auf dem wichtigsten Außenposten des Reiches stand, in Eranen ausbrach, als England uns den Krieg erklärte? Vielleicht darf ich auch an das schleimige Lied von 1914 erinnern: „Ein Grenadier auf dem Dorfplatz stand“ mit dem bekannten Refrain: „O Mädchen bleibe mein, zu Stolzenfels am Rhein“ ...

Das hat ein Volk gesungen, als es der schicksalschwersten Entscheidung seiner Geschichte entgegenging. Haben Sie noch weiteren Bedarf?

Bürger: Nein, danke.

Hellbrecht: Und verloren haben wir den Krieg durch jene Haltung unmöglicher Sentimentalität, die einen Bethmann Hollweg veranlaßte, sich vor der Weltöffentlichkeit für den deutschen Truppeneinzug durch Belgien zu entschuldigen, bis zu jenem naiven Kinderglauben unseres Volkes an den Friedensapostel Wilson und seine 14 Punkte.

Bürger: Sie haben recht.

Hellbrecht: Und war „Weimar“, die Republik in „Schönheit und Würde“, nicht eine einzige jüdische Spekulation auf die spießbürgerliche Sentimentalität der Deutschen, die von den 48er Jahren, von der Paulskirche usw. träumten? -

Faustschlag dagegen! Der Nationalsozialismus ist der beruhigende Beweis dafür, daß diese Sentimentalität vorbei ist. Unser Volk hat seine gesunde Lebensmächtigkeit wiedergewonnen und verfügt daher über echte und starke Gefühle und Leidenschaften. Sie sind die bewegende Kraft unseres Glaubens an das Lebensrecht der Deutschen in der Welt.

Paul Eckhardt.

## Mitteilungen

1. Die Mitglieder der Gruppen III und VI haben im Mai infolge der vielen Feiertage keine eigene Vorstellung bekommen können. Wir bitten diese Mitglieder, die Ersahvorstellung, soweit das nicht bereits im Mai geschehen ist, in einer der übrigen Vorstellungen außerhalb ihrer Gruppe im Juni abzunehmen, wozu nicht nur eine reichhaltige, sondern auch schöne Auswahl von Theaterstücken geboten ist.

2. Die Theaterspielzeit des Ortsverbandes Stettin in dem bis zum 31. Juli laufenden Geschäftsjahr ist mit unserer Vorstellung am 28. Juni beendet. Wir machen darauf aufmerksam, daß bis dahin alle Pflichtvorstellungen abgenommen sein müssen, und bitten um rechtzeitige Kartenabnahme für die noch rückständig gebliebenen Vorstellungen, damit ein Verfallen der Karten und dementsprechende Kostenberechnungen vermieden werden können.



## Stadttheater Stettin

Für die einzelnen Gruppen des Ortsverbandes Stettin sind folgende geschlossene Vorstellungen im Stadttheater vorgesehen:

Gruppe III: Donnerstag, 3. Juni: „Die lustige Witwe“, Operette mit Ballett von Franz Lehár. Kartenvorverkauf: Montag, 31. Mai, bis Mittwoch, 2. Juni. Volkstingmitglieder nur am Dienstag, dem 1. Juni.

Gruppe IV: Montag, 7. Juni: „Die lustige Witwe“, Operette mit Ballett von Franz Lehár. Kartenvorverkauf: Donnerstag, 3. Juni, bis Sonnabend, 5. Juni. Volkstingmitglieder nur am Freitag, dem 4. Juni.

Gruppe I: Donnerstag, 10. Juni: „Wasser für Cannitoga“, Schauspiel von Georg Turner. Kartenvorverkauf: Montag, 7. Juni, bis Mittwoch, 9. Juni. Volkstingmitglieder nur am Dienstag, dem 8. Juni.

Gruppe V: Montag, den 14. Juni: „Die lustigen Weiber von Windsor“, komische Oper von Otto Nicolai. Kartenvorverkauf: Donnerstag, den 10. Juni, bis Sonnabend, 12. Juni. Volkstingmitglieder nur am Freitag, dem 11. Juni.

Gruppe II: Donnerstag, den 17. Juni: „Die Dorothee“, Operette in drei Akten von Arno Vetterling. Kartenvorverkauf: Montag, den 14. Juni, bis Mittwoch, 16. Juni. Volkstingmitglieder nur am Dienstag, dem 15. Juni.

Gruppe VI: Montag, den 21. Juni: siehe Tagespresse.

Gruppe VII: Montag, den 28. Juni: „Gasparone“, Operette in drei Akten von Carl Millöcker. Kartenvorverkauf: Donnerstag, den 24. Juni, bis Sonnabend, 26. Juni. Volkstingmitglieder nur am Freitag, dem 25. Juni.

**Frei-Reuter-Verein.** Der „Frei-Reuter-Verein in der NS-Kulturgemeinde“ zu Stettin hält im Juni folgende Veranstaltungen: Mittwoch, den 16. Juni, um 20.30 Uhr: Monatsversammlung im „Feldmarschall“, Ecke Bismarck- und König-Albert-Straße. Gäste willkommen.

Sonntag, den 27. Juni: Ausflug nach dem Böhmer Wald. Treffpunkt um 14.30 Uhr an der Endstation der Linie 7 in Gohlow. Werbt neue Mitglieder.

\*

## Jan de Schult, ein niederdeutsches Bauernspiel

Während im niederdeutschen Raum eine große Zahl von Erzählern bäuerlichen Blutes und bäuerlicher Geisteshaltung Menschen ihres Stammes und ihrer Landschaft geschildert und gestaltet haben (von Storm-Reuter-Brinkmann-Sehrs geht eine stolze Reihe über Löns = Gorch Jock = Frenssen = Bartels = Bofsdorf zu Blum = Hinrichs = Griese = R. Kinau = Behrens = Totenohl) besteht zur Zeit noch ein bedauerlicher Mangel an künstlerisch wertvollen dramatischen Werken, welche Leben und Wirken des niederdeutschen Bauern behandeln. Die überwiegende Mehrzahl der Spiele, welche den deutschen Bauern und seinen Kampf um eigene Art darstellen, wurzeln in süd- und mitteldeutschen Landschaften und sind insolgedessen für Aufführungen vor niederdeutschen Menschen — für Landvolk und Stadtbevölkerung trifft das gleichmäßig zu — nur bedingt geeignet. Gerade für die Arbeit der Landjugend an der Erhaltung, Weiterbildung und Neugestaltung bäuerlicher Gesittung kommt es weniger auf verstandesmäßiges Erfassen als auf das Wecken der Gemütskräfte an; darum werden immer Werke niederdeutscher Menschen eher den Weg zum Herzen ihrer Landsleute finden als Gedanken von Dichtern anderer, stammes- und landschaftsgebundener Eigenart. Neben H. Bofsdorfs klassischen Werken, A. Hinrichs „Stedingern“, A. Jabels „Wer ein Zuhause hat, ist fromm“ und „Norden in Not“, Petersens „De Buur steiht op“ und Wriedes „Harm de Dieker“ ist wohl die erfreulichste Neuerscheinung niederdeutscher Bauernspiele Heinrich Behrens „Jan de Schult“, dessen hervorragende Uraufführung im September 1936 gelegentlich der niederdeutschen Tagung in Bergedorf bei Hamburg stattfand.

Das Stück spielt in einem mecklenburgischen Bauerndorf im Jahre 1664, „dar de Wenden sik in enen groden Optand gegen Hertog Hinnerk den Löwen oplenen dāen“. Jan, „Schult von ein sassisch Döör in Mecklenborg“, hat eine Anzahl westfälischer Kleinbauern auf den Ruf Heinrichs des Löwen nach Mecklenburg geführt und dort im

Wendengebiet ein Niedersachsendorf angelegt „up wāuste Wöddel, in den Woold rin un in de Wildnis“. Schon bevor der große Wendenaufstand unter Pribislaw losbricht, meldet er seinem Grafen verdächtige Zusammenrottungen der Wenden und sucht in seinem Dorf die gefährdete Einigkeit wiederherzustellen und Volksverräter, welche wendische Mädchen heiraten wollen, von ihrem Vorhaben abzubringen. Die düsteren Ahnungen des Schulzen werden bald grauenvoll bestätigt durch den Überfall der Wenden auf das ungeschützte Dorf. Der Tatkraft und Besonnenheit Jans gelingt es, die Bauern mit Frauen und Kindern nach Preisgabe der Höfe in sichere Zuflucht ins Ellernbruch zu führen, wo sie Angriffe überlegener Wendenscharen blutig abweisen können. Der zweite und dritte Aufzug versehen uns in das Notlager im Bruch, eine Lage, wie sie Hermann Löns im „Wehrwolf“ so packend geschildert hat, wie überhaupt die gleiche bäuerlich-niedersächsische Grundhaltung beiden Dichtungen eigen ist. Die Not steigt, die Verzweiflung wächst mit dem Hunger. Ergreifend wirkt das Bild, als ein aus einem Nachbardorf geflüchteter Bauer mit seiner vor Schreck „armsinnig“ gewordenen Frau die niederschmetternde Nachricht von der Einnahme der festen Mecklenburg durch die Wenden in das Lager bringt. „Wat helpt dat all? Sei hebben nix mier in de Knaken, de Nachten sind koold; sei frieren in de lütten Hütten von Reet un Ellernholt. Ein na'n annern ward krank, sei können einfach nich mier“, so schildert die tapferere Schulzenfrau die Lage. Mühsam gelingt es Jan und einigen entschlossenen Bauern, die Verzweifelten wieder aufzurichten und zum Ausharren anzufeuern. Aber die ersehnte Hilfe des Grafen Gunzelin bleibt noch immer aus, immer höher steigen Not und Verzweiflung. Jan muß seinen ersten Sohn, den er als Melder entsandt hat, verloren geben; blutenden Herzens schießt er trotz der flehenden Bitten seiner Frau auch noch den zweiten Sohn zur Benachrichtigung des Grafen ab. Endlich trifft dieser mit einer stattlichen Ritterkavallerie und den beiden Söhnen des Schulzen im Lager ein und befreit die Eingeschlossenen, die allein dem großen Morden und Brennen durch ihren Führer Jan entgangen sind. Auf Gunzelins Frage: „Wo kann dat angaan, dat ji ju hollen hebben, dar all de annern hen sünd?“ antwortet der Schmied Klaas: „Wi harrn einen Mann, Herr, de sik vör Dood un Düvel nich gāven dāt. De hett uns dwungen, dat wi uthollen müssen.“ Nachdem Jan noch einmal seine entmutigten Bauern wieder aufgerichtet und ihnen die Hilfe des Herzogs beim Wiederaufbau gesichert hat, muß Gunzelin anerkennen: „Giff mi de Hand, Schult. Nu sei ik woll, wo't angaan kann, dat ji allein ju hollen hebben. 't is ganz allein die Wark,“ und das Spiel, dessen ewige Wahrheiten wir heute ganz besonders begreifen und in uns wiederklängen lassen, schließt mit den Worten des Grafen: „Dat is ein Kiel — weit Gott — wenn wi noch mier so'n Lüüd hebben, denn is mi um uns Land nich bang, wat't ok noch döorchmaken mütt!“

Das Spiel „Jan de Schult“ wurde mit nachhaltiger Wirkung anlässlich der diesjährigen Abschiedsfeier der Bauernschule Henkenhagen aufgeführt; die gelungene Darstellung lieferte wiederum den Beweis, daß die pommerische Landjugend durchaus in der Lage ist, auch hohe Anforderungen stellende Spiele darstellerisch zu meistern und damit niederdeutsche Kultur im besten Sinne zu gestalten! Dr. Meinhold.

## Neuerwerbungen der Pommerischen Landeswunderbücherei

**Ostpreußens Bernsteinküste.** Geleitw. v. A. Miegel. 48 Abb. 1934. Beyse, O.: Hildesheim. 1926.

**Buchholz, H.:** Masuren. Eine deutsche Landschaft in Ostpreußen. 47 Abb. 1933.

**Buchholz, H.:** Zwischen Weichsel und Memel — Ostpreußen. 160 Abb. 1936.

**Burmeister, W.:** Mecklenburg 1926.

**Calice, R. Graf:** Drei tausendjährige Städte. Rothenburg, Dinkelsbühl, Nordlingen.

**Conrad, H.:** Bayreuth. Der Lebensweg einer Stadt. 1936.

**Cremer, P. J.:** Essen. 1937.

**Dauthendey, E.:** Schlösser und Gärten am Main. 1932.

**Das badische Frankenland.** Odenwald—Bauland—Taubergrund. Hrg. v. H. E. Busse. 1933.

**Sehrig, O.:** Güstrow. 1928.





# Bund Deutscher Osten

## Polonisierung der Ostsee?

Der „Kurier Baltycki“ vom 2. Mai fühlt sich „proviziert“, das „Institut Baltycki“ und die „Liga Morškai Kolonjalna“ fühlen sich „angerempelt“, wenn das „Bollwerk“ seinen pommerischen, d. h. deutschen Lesern wissenschaftlich zwar längst erhardtete, aber gerade für Pommern immer aktuelle Geschichtsfakten bezüglich des Ostseeraumes darstellt. Wir als Heimatzeitschrift bedauern diese Reaktion jenseits der Grenze aufrichtig, weil wir uns lieber mit sachlichen Argumenten eines Gegenstandspunktes auseinandersetzen als mit ressentimentgeladenen polemischen Wendungen. Angesichts des Treibens des polnischen Westverbandes, der z. B. in aller Öffentlichkeit nahezu die Hälfte Ostpreußens, nämlich Ermland und Masurien, sowie das Weichselbecken für Polen fordert, hätten wir übrigens viel mehr Veranlassung, empfindlich zu sein. Wir sind es jedoch dem Niveau unserer Zeitschrift schuldig, auch angesichts solcher Ausschreitungen jene Würde zu wahren, die einem friedliebenden Kulturvolk ansteht und die allein den Geist verständnisvoller Zusammenarbeit unter den Nationen verbürgt. Es muß daher aus Gründen der Billigkeit festgehalten werden, daß das „Bollwerk“ erst durch die Methoden des „Baltischen Instituts“ und der ihm nahestehenden Kampfverbände gezwungen wurde, aus der bisher beobachteten Zurückhaltung herauszutreten. Um des deutschen Ansehens halber, das durch falsch verstandenes Schweigen nicht länger gefährdet werden durfte. Wir haben im „Kurjer Warszawski“ vom 28. 2. vorigen Jahres zwar gelesen, daß das „Baltische Institut“ „obwohl es eine friedliche Institution par excellence ist, doch Krieg führt, den Krieg um den polnischen Charakter der Ostsee“. Wir haben dazu geschwiegen, weil nicht jede journalistische Formulierung

auf die Goldwaage gelegt zu werden braucht. Seitdem aber das „Baltische Institut“ von Thorn nach Gdingen, also in unsere unmittelbare Nachbarschaft verlegt wurde und die deutschfeindliche Tendenz seiner literarischen Produktion sich immer klarer abzeichnete, da mußte zu geistiger Notwehr geschritten und allzu plumphen Vergewaltigungen der geschichtlichen Wahrheit entgegengetreten werden. Das war offenbar die Absicht, die unser Ostland-Mitarbeiter, Hermann Valk, verfolgte, als er den Leitartikel des April-Heftes unserer Zeitschrift schrieb. Mit keinem Wort hat er dabei die Ostsee etwa als ausschließlich „deutsches“ Meer gekennzeichnet; denn Schweden, Norweger, Dänen und Deutsche haben, wie Hermann Valk ausführte, in mannigfachem Wechsel die Geschichte der Ostsee geschrieben als die Geschichte eines germanischen Meeres. Das Wesen des Ostseeraumes verträgt, um es hier noch einmal zu sagen, keine imperialistische Alleinherrschaft. Deshalb kann die Formel vom „polnischen“ Charakter der Ostsee, da ihr die geschichtliche Begründung fehlt, in ihrer Ausschließlichkeit nur als ein imperialistischer Herrschaftsanspruch gewertet werden. Ein solcher muß jedes Volk zur berechtigten Abwehr auf den Plan rufen, auf dessen Kosten er offenbar verwirklicht werden könnte, wenn es sich nicht, wie im vorliegenden Falle, um private und literarische, daher letzten Endes unverbindliche Äußerungen handelte. Dagegen wird kein vernünftiger Politiker aufstrebende Nationen vom Weltmeere fernhalten wollen. So überzeugt wir Deutschen von unserem eigenen Lebensrecht auch sein mögen, so sehr respektieren wir das Lebensrecht der anderen. Nur auf solch gegenseitiger Achtung beruht die friedliche Verständigung der Völker und die Erhaltung der europäischen Kulturen.

Axel Anderfen.

## Umschau in Polen

Die glanzvollen Krönungsfeierlichkeiten in England, die der ganzen Welt ein prächtiges Schauspiel in der Mitte des vorigen Monats boten, hatten auch höchst bedeutsame politisch-sachliche Nachwirkungen, die noch lange Wochen kontinental ausstrahlen sollten. Es waren in London immerhin führende Männer aus 60 verschiedenen Staaten versammelt, und so war es naheliegend, daß während und nach den eigentlichen Krönungsfeierlichkeiten die Diplomatenbörse eröffnet wurde und daß offiziell und privat Gespräche unter vier Augen und im größeren Kreise stattfanden, um deren sachlichen Wert die schon sehr verstaubte Genfer Börse der Diplomaten neidisch werden könnte. Da Paris nicht weit von London entfernt liegt und traditionsgemäß die Wege der meisten Diplomaten nach der englischen Hauptstadt über Frankreichs Metropole führen, hat auch Paris nicht ohne Erfolg die Situation zu nutzen verstanden und anschließend an die Londoner Diplomatengespräche eine Fülle von bedeutsamen politischen Besuchen an sich zu ziehen verstanden.

Polens Außenminister Oberst Beck hat eine bedeutsame Rolle in den Diplomatengesprächen gespielt, und man hat sich seine Gedanken darüber gemacht, daß ausgerechnet der polnische Außenminister nicht seinen Rückweg von London über Paris nahm. Wir möchten annehmen: Herr Oberst Beck hat als überaus kluger Politiker den wachsenden Einfluß Englands in der europäischen Politik erkannt und daraus für Polen naheliegende Konsequenzen gezogen.

Das war ihm um so leichter, als diese Entwicklung ja seiner eigenen großen außenpolitischen Linie für Polen entgegenkommt, die in größerer Unabhängigkeit von der alten französischen Freundschaft Wert darauf legt, keinerlei Bindungen mit Sowjetrußland einzugehen, vielmehr die Offensivstellung Polens gegen den Osten immer stärker zu betonen und an sie möglichst die Nachbarländer vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer, von Finnland bis Rumänien heranzuziehen.

Diese antibolschewistische Grundlinie der polnischen Außenpolitik kommt bekanntlich der großen nationaldemokratischen Oppositionspartei des Obersten-Regimes in Polen entgegen. Die polnische Nationaldemokratie ist, sozial gesehen, eine Partei der bürgerlichen Rechten und damit ein Todfeind des Bolschewismus, dessen Segnungen ja gerade der besitzende Pole in den ersten Jahren der wiedererstandenen Selbständigkeit des Staates genugsam zu spüren erhielt. Für das innerpolitische Bild in Polen ist aber weiterhin bemerkenswert, daß gleichzeitig die Obersten-Regierung in ihrem Programm des nationalen Lagers, also der vom Obersten Roc zur besseren parlamentarischen Unterstützung geführten Politik der Sammlung der Parteien eine weitere grundsätzliche Schwenkung gegen die Juden vorgenommen hat. Die polnische Nationaldemokratie ist judenfeindlich seit ihrer Begründung und haßt den jüdischen Bevölkerungsteil in Polen wie die Pest. Die



Obersten-Regierung, die aus dem sozialrevolutionären Lager Pilsudskis entstanden ist, das im Kriege immerhin eine gewisse Kameradschaft mit den jüdischen Legionären hatte, war in der Rassenfrage bisher neutral, und es hat sich bei den Wahlen immerhin noch eine gewisse Unterstützung des Regierungslagers durch die Juden erwiesen.

Jetzt aber wirft man in der neuen politischen Sammlung des „Lagers“ die Juden samt und sonders hinaus. Eine Person mosaischer Konfession und jüdischer Abstammung wird nach den Erklärungen des Obersten Romalewski vom 20. April vor der polnischen Presse grundsätzlich nicht in das Lager aufgenommen, selbst wenn sie sich zum polnischen Volkstum bekennen wollte. Damit hat die Obersten-Regierung einen gewichtigen programmatischen Teil ihrer bisherigen Rechtsopposition in ihr eigenes Programm übernommen, und es zeichnen sich hier klare zukünftige Entwicklungen oder doch zumindest Absichten der polnischen militärischen Regierung ab, die auch unsere deutschen Volksgenossen in den staatlichen Grenzen Polens wesentlich interessieren. Denn darüber wollen wir uns klar sein: So scharf die nationaldemokratische Einstellung in Polen gegen die Juden ist, so antibolschewistisch sie ist, so deutschfeindlich war sie auch von Anfang an! Wir haben früher schon an dieser Stelle auf die seltsamen Erklärungen des neuen Lagers hinsichtlich der Unterschiedlichkeit zwischen den slawischen Minderheiten und der deutschen Volksgruppe hingewiesen. Es bleibt aufmerksam zu beobachten, wie sich die fortsetzende Angleichung des Lagers an die Nationaldemokratie in der Minderheitenpolitik der polnischen Regierung an ihrer Westgrenze auswirkt!

Im übrigen haben wir selbstverständlich von der deutschen rassischen Einstellung aus vollkommenes Verständnis für den neuen antijüdischen Kurs, der in Polen eingeschlagen wird. Die blutigen Auseinandersetzungen der letzten Wochen zwischen Polen und Juden beweisen ja, in welcher gereizten Stimmung gerade der von Juda ausgepowerte polnische Bauer ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß in Polen 10 v. H. der Einwohnerschaft, also weit über 3 Millionen Juden sind. Rassenmäßig gesehen und nach deutscher Abung gemessen, kann heute die Hälfte der Einwohnerschaft von Warschau und Lodz schon als jüdische Minderheit betrachtet werden.

Im ehemals russischen und österreichischen Polen machen die Juden 30 bis 60 Prozent der Einwohnerschaft aus, in Kongreßpolen noch 14 Prozent, in Ostgalizien 12,5 Prozent. Hier hat sich seit Jahrzehnten ein jüdischer Nationalismus großgezogen von einer Frechheit, wie wir ihn in Mitteleuropa nicht kennen. Im handwerklichen Kleinergewerbe und selbst in der Industriearbeiterchaft sind die Juden in jenen Teilen Polens stark vertreten; sie verfügen über eigene Organisationen und bedrohen nach bekannter Manier vor allen Dingen die nationalpolnischen Grundlagen der Kultur. Es ist bezeichnend, daß die Juden in den Volksschulen Polens, wie es ihnen zusteht, 9,1 Prozent der Schüler stellen, in den Mittelschulen aber bereits 21,7 Prozent und an den Hochschulen 18,8 Prozent; an der Lemberger Universität sollen sie in den vergangenen Jahren sogar vorübergehend die Mehrheit der Studentenschaft gebildet haben. Wenn man weiß, daß Warschau bereits 1881 den ersten Judenpogrom erlebte, vermag man sich vorzustellen, daß die erst später gegründete Nationaldemokratie ihren Judenhaß mit der Muttermildt eingefogen hat und daß die Judenfeindschaft heute notwendig eine nationalpolnische Erscheinung sein muß. Im übrigen sind nicht nur die Nationalpolen, sondern auch die große ukrainische und die ansehnliche weißrussische Minderheit stark antijüdisch eingestellt.

Aber dieser Kampf gegen Juda ist den Polen insofern nicht einfach gemacht, als es auch die Juden verstanden haben, im Versailler Vertrag als völkische Minderheit anerkannt zu werden und so den Schutz des Staates für sich zu erlangen. Mit dieser Tatsache muß jede Regierung in Polen rechnen. Aber die fortlaufenden blutigen Auseinandersetzungen zwischen polnischen Bauern und den sie ausaugenden jüdischen Händlern lassen doch erkennen, daß es bei der Übervölkerung gerade der von den Juden bewohnten Gebiete des Landes mit den bisherigen Methoden nicht weitergeht und daß Polen um radikale Lösungen der Judenfrage in absehbarer Zeit nicht herumkommt.

Aber das Verhältnis zwischen Polen und Danzig, das ja zweifellos für das deutsch-polnische Verhältnis wichtigster Bestandteil ist, hat sich in einer bemerkenswerten Form der Hauptschriftleiter des „Danziger Vorpostens“, des amtlichen Organs der NSDAP., im Mai geäußert. Man geht nicht fehl in der Annahme, daß sich hier der Danziger Nationalsozialismus grundsätzlicher mit der Form der Polemik der polnischen Presse auseinandersetzt, die wirklich nicht geeignet ist, die politisch guten Beziehungen zwischen Polen und Danzig und zwischen Polen und dem Reich zu unterstützen. Nachdem der Verfasser des Artikels sehr klar und deutlich die Wirklichkeitspolitik des Nationalsozialismus in Danzig herausgestellt hat, von der in erster Linie das Verhältnis zu Polen befruchtet wurde, fragt er die polnische Öffentlichkeit:

„...wie kann die große polnische Öffentlichkeit stimmungsmäßig die Verlagerung des Danzig-polnischen Verhältnisses erkennen, wenn die polnische Presse anstatt des wirklichen heutigen Danzig ihren Lesern eine Phantasiestalt zeichnet! Wir haben mit Interesse das auch im amtlichen Polen beifällig aufgenommene Strasburger-Buch gelesen. Die Tendenz dieser Kampfschrift gegen Danzig deckt sich mit der Meinung, die heute allgemein, also auch bei den Blättern der verschiedensten Schattierungen, vorherrscht. Strasburger sagt: Danzig ist die Frage Polens. Danzig ist ein Eigenbegriff und gehört auf Grund seiner Vertragsgrundlagen eher zu Polen als zu Deutschland. Es gibt keine Danziger Bevölkerung, die zur deutschen Nation gehört, sondern es gibt ‚Danziger Menschen‘, wie es ‚österreichische Menschen‘ gibt.“

Wenn die polnische Leserschaft gefüttert wird mit sensationellen vier-spaltigen Überschriften und dickaufgetragenen Zerbildern eines Danzigs, das in Wirklichkeit nicht besteht, kann man sich nicht wundern, wenn eine sachliche Unterbauung des gefühlsmäßigen Vertrauensverhältnisses zum Danzig-Problem nicht zustande kommt. Danzig bekennet ganz offen, und die nationalsozialistische Bewegung ist stolz darauf, daß diese Haltung in der gesamten Danziger Bevölkerung heute selbstverständlich geworden ist: Danzig ist nicht nur eine juristische Gestalt als selbständiger Staat, sondern ein Teil des deutschen Volkes, das der gewalttätigen Neuordnung Europas nach dem Weltkrieg in vernünftiger Weise Rechnung trägt.

Danzig und Polen haben andauernd miteinander zu verhandeln. Es gibt laufend Fragen, die erörtert, geklärt, vertagt oder endgültig vereinigt werden müssen. Die Begleitmusik zu dieser Politik am grünen Tisch besorgt die Presse. Für die atmosphärische Lage zwischen Danzig und Polen ist nicht nur maßgebend, wie die polnische Presse sich zu den Fragen um Danzig einstellt, sondern wie sie sich zu Deutschland verhält.“

Wir haben auch von unserer Betrachtung aus dem Gesichtspunkt des BDO. aus dieser klaren Fragestellung des nationalsozialistischen Danziger Blattes nichts hinzuzufügen und möchten nur wünschen, daß alle Fragen auch über die Danziger Verhältnisse hinaus, die zwischen Polen und Deutschland schweben, daß vor allen Dingen die Fragen der Minderheiten von solchem politischen Tatsachensinn endlich einmal getragen würden, wie sie für die deutsche Betrachtungsweise selbstverständlich sind. Herbert Caspers.

### Polnische Entgleisungen

Anläßlich der Osttagung des Bundes Deutscher Osten, die Ende Mai in Marienburg (Westpreußen) stattfand, wurde mit Nachdruck auf die bedauerlichen Entgleisungen des polnischen Westverbandes und der ihm nahestehenden Stellen hingewiesen, die sich in letzter Zeit örtlich gehäuft hätten, daß man im Hinblick auf die Erhaltung gutnachbarlicher Beziehungen von deutscher Seite doch nicht länger schweigen könne. In diesem Zusammenhang wurde u. a. auf folgende bezeichnenden Vorgänge hingewiesen:

1. die jüngsten Vorfälle in Graudenz, 2. die jeglicher Grundlage entbehrenden Behauptungen, wonach in Deutschland zwei Millionen Polen, davon in Ostpreußen allein eine halbe Million, ansässig seien, 3. die Propagierung einer Aislawentheorie, die keiner historischen Prüfung standhalte, und die nur geeignet sei, in der Bevölkerung des deutschen Ostens Mißtrauen zu erzeugen, 4. das in Form eines



Reiseberichts über Ostpreußen gehaltene Buch eines polnischen Schriftstellers, Wankowicz, das derartige Herabwürdigungen der deutschbewußten Masuren enthalte, daß man auf Grund der Abmachungen zwischen der deutschen und der polnischen Regierung ein Einschreiten der verantwortlichen polnischen Stellen erwarten müsse.

#### Die neue Leitung der Landesgruppe Pommern-Mecklenburg des BDO.

Mit Wirkung vom 20. April bzw. 1. Mai 1937 habe ich folgende Erweiterung des Stabes der Landesgruppe endgültig vorgenommen:

Stellvertretender Landesleiter und Schulungsleiter wie bisher Pg. Dr. J. W. Schmidt, Studiendirektor in Pasewalk.

Stabsleiter Pg. F. L. Sieg. Pg. Sieg bleibt auch fernerhin Organisationsleiter und Propagandawart der Landesgruppe.

Zum Adjutanten habe ich Paul Engert, Stolp, berufen.

Handelskammersyndikus Pg. Dr. Heinemann, Stolp: Wirtschaft und Verkehr.

Hauptschriftleiter Pg. Caspers, Stolp: Presse, Film und Rundfunk.

Weiterhin habe ich berufen: An Stelle des nach Mitteldeutschland versetzten Referenten für Heimatforschung Dr. Schröter, Stolp, den Studienrat Pg. Wingueth, Köslin.

Zum Referenten für Volkstumsfragen: BDO.-Kreisgruppenleiter Pg. Dr. Gruschinske, Rummelsburg.

Zum Referenten für Vorgeschichtsforschung: Prof. Dr. Pechsch, Greifswald.

Zum Referenten für Schrifttum: Oberstudiendirektor Pg. Dr. Quade, Lauenburg.

Zum Referenten für die Abteilung Geschichte: Pg. Prof. Dr. Simoleit, Lauenburg.

Zum Referenten für Geopolitik: Prof. Dr. Stulpfart, Stettin.

Gaugruppenleiter von Mecklenburg ist der Stadtschulrat Pg. Koltermann, Schwerin i. Mecklenburg.

gez.: Poxleitner, M. d. R.  
Landesleiter.



# Reichspommernbund

## Vereinskalender für Juni 1937

Mittwoch,	2. Juni, 20.00 Uhr:	Pommernbund Erfurt (Heimatabend)	Erfurt, Stadthaus, Kasinostraße
Mittwoch,	2. Juni, 20.00 Uhr:	Verein heimattreuer Pommern, Halle (Versammlung)	Halle, Bahnhof
Mittwoch,	2. Juni, 20.15 Uhr:	Pommernbund Magdeburg (Versammlung)	Magdeburg, Bergs Hotel
Mittwoch,	2. Juni, 20.30 Uhr:	Pommernbund Rostock (Monatsversammlung)	Rostock, M. u. O.-Keller (Pommernzimmer)
Mittwoch,	2. Juni, 20.30 Uhr:	Ruppiner Pommernbund Neuruppin (Versammlung)	Neuruppin, Bernaus Hotel
Donnerstag,	3. Juni, 20.00 Uhr:	Verein der Rummelsburger (Versammlung)	Berlin, Neue Grünstraße 28
Sonntag,	6. Juni, 10.00 Uhr:	Verein der Rummelsburger (Ausflug)	Treffpunkt: U-Bahnhof Vinetastraße
Sonntag,	6. Juni, 14.00 Uhr:	Landsm. Verein von Kallies (Ausflug)	Treffpunkt: Stößenseebrücke bei Pichelswerder
Sonntag,	6. Juni, 14.00 Uhr:	Heimatfreunde Kreis Greifenhagen (Ausflug)	„Strandschloß“ am Müggelsee
Sonntag,	6. Juni, 15.00 Uhr:	Landsm. der Pommern Potsdam (Ausflug)	Treffpunkt: Obelisk, Eingang Sanssouci
Mittwoch,	9. Juni, 20.00 Uhr:	Verein der Bütower (Monatsversammlung)	Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 61
Mittwoch,	9. Juni, 20.00 Uhr:	Verein ehem. Fiddichower (Versammlung)	Berlin, Brunnenstraße 140 (Hanka)
Donnerstag,	10. Juni, 20.00 Uhr:	Verein der Stralsunder (Versammlung)	Berlin, Brückenstraße 6b (Engelhardt)
Sonabend,	12. Juni, 20.00 Uhr:	Verein der Nipperwiefer (Heimatabend)	Berlin, Habsburgerstraße 1 (Klaufe)
Sonabend,	12. Juni, 20.00 Uhr:	Landsm. der Pommern Eberswalde (Heimatabend)	Eberswalde, Bahnhofshotel
Sonntag,	13. Juni, 10.00 Uhr:	Verein von Uckermünde (Ausflug n. „Drei Linden“)	Treffpunkt: siehe Vereinsbericht
Sonntag,	13. Juni, 17.00 Uhr:	Heimatverein Köslin u. Umg. (Beisammensein)	Friedrichshagen, Strandschloß
Sonntag,	13. Juni, 14.00 Uhr:	Landsm. der Massower (Sommerfest)	Bln.-Niederschönhausen, Gartenlof. Strauchwiese
Mittwoch,	16. Juni, 16.30 Uhr:	Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art (Sommerfest)	Steglitz, Stadtpark-Restaurant
Sonabend,	19. Juni, 19.30 Uhr:	Landsm. der Pommern Spandau (Mondscheinfahrt)	Abfahrt: Spandau, Lindenufer
Sonntag,	20. Juni, nachmittags:	Verein der Greifswalder (Kaffeeausflug)	Friedrichshagen, Strandschloß
Sonntag,	20. Juni, 15.00 Uhr:	Landsm. der Pommern Nowawes (Zusammenkunft)	Rest. „Waldschlößchen“, Stahnsdorfer Str. 100

### Mitteilungen

Den Schleswig-Holsteinischen Literaturpreis 1937 erhielt Soeben der Kieler Lehrer und Dichter Hans Ehrke. Die Verleihung fand in der Kieler Universität statt. Hans Ehrke - einer der bedeutendsten niederdeutschen Dichter der Gegenwart, nicht nur als Lyriker, sondern vor allem auch als Erzähler und Dramatiker - ist von Geburt Pommern. Am 10. April 1898 ist er in Demmin, der Heimat seiner Mutter, geboren; sein Vater stammt von Rügen. Er grüßt alle Landsleute und dankt herzlich für die Glückwünsche, die ich ihm namens des NWB. zu seiner Ehrung übermittelte. Seinen diesjährigen Urlaub beabsichtigt er auf Rügen oder Hiddensee zu verbringen.

Auf einer Arbeitstagung unseres Gaues Berlin/Mark Brandenburg sprach Landsmann Erich Müller/Steglitz über die „Ge-

schichte des pommerschen Herzogshauses“, während uns Landsmann Stern anschließend unter dem Thema „2000 Jahre deutscher Osten“ in die Probleme des ostdeutschen Raumes einführte.

In Eberswalde starb im Alter von 64 Jahren unser Landsmann Lehrer i. R. Paul Deichen, ein gebürtiger Stralsunder. Deichen hat zahlreiche Gedichte, Erzählungen und Humoresken in hoch- und plattdeutscher Sprache geschrieben. Vor dem Zusammenschluß der beiden Eberswalder Pommernvereine war er Jahre hindurch Vorsitzender des Pommernklubs.

Die Enthüllung der Gedenktafel am Geburtshaus Otto Graunkes in Schivelbein wird voraussichtlich am 24. Juni sein, an dem Tage, an dem dort auch die traditionelle Rudolf-Virchow-Fest findet.  
Walter Schröder.



**Landsmannschaft der Pommern in Eberswalde.** In der letzten Versammlung gedachte der 1. Vorsitzende, Landsmann Baier, in liebevollen Worten unseres verstorbenen Landsmanns Paul Deichen, der stets ein Förderer der Heimatsprache war und die Heimat über alles liebte. - Anschließend wurden plattdeutsche Gedichte von Parnow vorgetragen, und fast eine Stunde wurde plattdeutsch gesprochen. Aber das Pommerntreffen in Stettin wird Näheres in der nächsten Versammlung am 12. Juni bekanntgegeben.

**Pommernbund Erfurt.** Der letzte Heimatabend stand ganz im Zeichen der Maienzeit. Mit frischen Maien geschmückte Tische luden zur Behaglichkeit und traurem Zusammensein ein. Unser Vergnügungsvorstand, unter Leitung von Frau Gläzner, hatte wieder mal, wie immer, vorbildlich seines Amtes gewaltet. Die Tagesordnung wickelte sich in der normalen Weise ab. Am 6. Juni findet ein Ausflug nach Stedten statt. Treffpunkt 2 Uhr nachm. an der „Flora“. Als neues Mitglied konnte Ldsm. Ludwig Kretschmar aus Nadrense, Kr. Randow, aufgenommen werden. - Nächster Heimatabend am Mittwoch, dem 2. Juni. Vollzähliges Erscheinen dringend erwünscht.

**Verein heimatruer Pommern in Halle.** Voraussichtlich findet in der nächsten Versammlung am 2. Juni der Lichtbildervortrag unseres Landsmanns Busse über seine Afrikareise statt. - Einen Bericht über mehr plattdeutsche Abende, plattdeutsche Theateraufführungen,



Im Zeichen  
der guten Laune

„Die Brennessel“

Jeden Dienstag neu! Überall für 30 Pfennig!

Aufnahme der Mecklenburger als fördernde Mitglieder unseres Vereins u. a. findet Anklang. Weiteres wird der Vorstand in die Wege leiten. Sammelmappen für „Das Bollwerk“ sind für 1,50 RM. erhältlich.

**Pommernbund Magdeburg.** Auf wiederholte Anregung des „Bundes Deutscher Osten“ beschloß die letzte Versammlung, diesem Bund korporativ beizutreten. Nach Verlesen einzelner Abschnitte aus dem Nachrichtendienst des NB. leitete der Vorsitzende zu einem interessanten Vortrag über das Unterwasserkraftwerk in Rostin bei Belgard über, der dankbare Zuhörer fand. - In der April-Versammlung beendete Ldsm. Sparr den Vortrag über seinen Heimatsort Verchen bei Demmin, für den ihm Ldsm. Klud den herzlichen Dank des Vereins aussprach. - Für den 6. Juni ist ein Ausflug nach Loitsche beschlossen; Abfahrt Magdeburg Hbf. 9.12 Uhr, Magdeburg Neust. 9.17 Uhr. - Nächste Versammlung am 2. Juni. Die Versammlungen im Juli und August fallen aus.

**Pommernbund Naumburg.** Am Himmelfahrtstage trafen Landsleute aus Erfurt und Leipzig im schönen Naumburg ein, um mit uns durch das liebliche Saaleetal zu wandern. Als Ziel hatten wir uns Bad Kösen/Rudelsburg gestellt. Es war eine Wanderung, die in allem so harmonisch verlief, daß wir voll befriedigt von dem Erlebten am Abend die Rückreise antraten - mit dem Wunsche, daß im nächsten Jahr wieder solch eine gemeinsame Wanderung veranstaltet werden möchte.

**Ruppiner Pommernbund Neuruppin.** Auf dem Heimatabend im Mai konnten wieder drei Landsleute in den Bund aufgenommen werden: die Landsmänninnen Stolzenburg (geb. Spiegelberg), Luise Sanne (geb. Batsche), als förderndes Mitglied Hermann Haase. Interessante Berichte brachte der Nachrichtendienst, der durch seine Vielseitigkeit besonderen Anklang findet. Im nächsten Monat wird voraussichtlich der Sommerausflug stattfinden, dessen Zeitpunkt und Ziel noch bekanntgegeben wird.

**Pommernbund Rostock.** Unsere Monatsversammlung am 5. Mai war gut besucht. Als neue Mitglieder konnten die Landsleute Malte Behrndt aus Malzien a. R. und Franz Blich aus Flemendorf bei Demmin begrüßen. Für den 9. Mai war ein Familienausflug nach Rieckdahl und für den 12. Mai eine Herrentour ins Blaue beschlossen worden; beide Ausflüge hatten eine gute Beteiligung zu verzeichnen. - Unsere diesjährige Heimatsfahrt findet am 6. Juni statt und führt die Landsleute mit ihren Angehörigen nach Mönchgut auf Rügen.

**Verein der Bütower in Berlin.** Am 5. Mai 1937 konnte unser Ehrenmitglied Ldsm. Albert May seinen 87. Geburtstag in bewundernswerter Frische feiern. Der Verein hatte schriftlich gratuliert, außerdem waren einige Vereinsmitglieder erschienen, um ihm persönlich weiterhin die beste Gesundheit zu wünschen. In der letzten Sitzung wurde beschlossen, am 13. Juni eine Dampferfahrt nach den Lindower Alpen zu unternehmen, die aber aus bestimmten Gründen nicht stattfinden kann. Es wird daher gebeten, zur nächsten Sitzung, am 9. Juni, zahlreich und mit geeigneten Vorschlägen für eine andere Fahrt zu erscheinen.

**Verein der Heimatfreunde Kreis Greifenhagen.** Am Sonntag, dem 6. Juni, treffen sich alle Heimatfreunde mit Angehörigen und Bekannten um 14 Uhr im „Strandloß“ am Müggelsee. Gute Fahrtverbindung zu Wasser und zu Land. Spielwiese ist vorhanden. Die Beteiligung aller Mitglieder ist erwünscht, da noch wichtige Mitteilungen gemacht werden.

**Verein der Greifswalder in Berlin.** Unser diesjähriges Maiklopfen fand am 8. Mai im Vereinslokal statt. Frohe Stimmung herrschte unter den Anwesenden. Ldsm. Arnold Pinnow begleitete auf seinem Schifferklavier lustige muntere Lieder aus der alten Heimat. - Am 20. Juni findet in Friedrichshagen, Strandloß, unser 1. Kaffeekochen statt.

**Verein ehem. Fiddichower zu Berlin.** Wir weisen unsere Mitglieder nochmals auf die Fahrt nach Fiddichow hin: Abfahrt am Sonntag, dem 6. Juni, pünktlich um 6 Uhr vom Vereinslokal. - Die nächste Sitzung findet am Mittwoch, dem 9. Juni, statt.

**Heimatverein ehem. Kallieser und Umgegend.** Am Sonntag, dem 6. Juni, findet ein Kaffeerausflug statt. Treffpunkt 14 Uhr auf der Stöckenseebrücke vor Pichelswerder. Für Kaffee und Kuchen Sorge



jeder Teilnehmer. Direkte Fahrgelegenheit mit der Straßenbahn 75 und 58 bis zur Brücke. Stadtbahn: Zug Spandau-West bis Station Nischelsberg, von dort etwa 10 Minuten bis zur Stößensee-Brücke. Wir bitten um Beteiligung aller Mitglieder mit ihren Freunden und Bekannten. Der Heimatabend im Juni fällt aus!

**Heimatverein Köslin und Umgegend in Berlin.** Am 9. Mai konnten wir zunächst am Vormittag bei guter Beteiligung das Großkraftwerk Klingenberg besichtigen, während uns der Nachmittag zu unserer monatlichen Zusammenkunft vereinigte. Durch ein stilles Gedenken wurden die Opfer des verunglückten Luftschiffes „Hindenburg“ und die am gleichen Tage im Greifswalder Bodden ertrunkenen Fischer und Studenten geehrt. - Irmgard Fischer, die Tochter unseres Ldsm. Erich Fischer, die im Reichsberufswettkampf als Gau- und Reichssiegerin der Gruppe Bekleidung hervorging, berichtete eingehend über ihre Teilnahme und wurde von allen Landsleuten herzlich beglückwünscht. Ldsm. Walter Schröder erfreute uns mit seinem interessanten Lichtbildervortrag über „Das reizvolle Pommernland“, der bei allen Landsleuten Heimatsnehen auslöste. Während der Sommermonate Juni - August finden die jeweiligen Zusammenkünfte im Freien statt. Für den 13. Juni ist ein Treffen im Restaurant „Müggelschlößchen“ am Müggelsee vorgesehen. Etwa Ende Juni ist eine Autofahrt nach Köslin geplant.

**Landsmannschaft der Massower zu Berlin.** Der Heimatabend im Monat Mai war gut besucht. Der Vereinsführer gedachte in eindringlichen Worten des verunglückten Luftschiffes „Hindenburg“ und deren Opfer. Anschließend erfolgte ein kurzer Bericht über das im Juni abzuhaltende Sommerfest. Durch Vorträge, Verlesen von Artikeln aus einer pommerschen Zeitung in plattdeutscher Mundart, wurde der Abend im heimatlischen Sinne ausgefüllt. - Für die Monate Juni und Juli 1937 fallen die Heimatabende aus. Unser Sommerfest findet am 13. Juni, ab 2 Uhr nachmittags, im Gartenlokal „Strauchwiese“ (Schloßpark), Berlin-Niederschönhausen, statt. Landsleute und Gäste sind hierzu herzlich eingeladen. Vorortbahn bis Pankow-Heinersdorf, Omnibus 9 bis Endstation, Straßenbahnlinie 24 und 49 bis Clausshaler oder Galenusstraße.

**Verein der Nipperwieser in Berlin.** Mit dem Gesang „Der Mai ist gekommen“ wurde am 8. Mai der Heimatabend eingeleitet. Der Ehrenvorsitzende W. Karge beglückwünschte unsere beiden jüngsten Graßväter Ldsm. Herm. Koch und Friz Angres und hieß den Ldsm. Willi Märker aus der Heimat herzlich willkommen. Aus dem Gemeindegroß wurden die letzten Ereignisse aus der Heimat verlesen. Zur Heimatkunde sprach Ldsm. Friedrich Rosenfeldt über die Maienzeit (as wie non Prester no Fiddcho jor'n sind), sowie über die Aufbautätigkeit in Pommern. - Das Sommertreffen findet voraussichtlich im August statt. Nächster Heimatabend ist am 12. Juni in der „Habsburger Klaus“.

**Landsmannschaft der Pommern in Nowawes.** Unsere Monatsversammlung im Juni fällt aus. Statt dessen nehmen wir, wie in jedem Jahre, an der Veranstaltung des Vereins der Schlesier in Nowawes teil. Diese Veranstaltung wird im Zeichen der Grenzlandarbeit stehen und findet am Sonntag, dem 20. Juni, nachmittags 3 Uhr, im „Waldschlößchen“, Stahnsdorfer Straße 100, statt. Wir bitten unsere Landsleute herzlich, recht zahlreich zu erscheinen.

**Landsmannschaft der Pommern, Potsdam.** Der letzte Heimatabend war wieder, wie immer, sehr gut besucht. Wir gedachten unseres verstorbenen 2. Vorsitzenden Ldsm. Neuenfeld, sowie der Opfer der schweren „Hindenburg“-Katastrophe. - Ldsm. Nöske wurde zum 2. Vorsitzenden und Ldsm. Wegelein zum Beisitzer berufen. Am 6. Juni findet ein Ausflug nach Eichen zu Ldsm. Nietner statt (Treffpunkt 15 Uhr Obelisk Eingang Sanssouci), im Juli vielleicht eine Autofahrt ins Blaue. - Mit viel Liebe und Sorgfalt hatte das Ehepaar Fiedler interessantes Material aus allen Teilen Pommerns zusammengetragen und ausgearbeitet, um in einem Lichtbildervortrag die Schönheit der Heimat in Wort und Bild zu zeigen. Reicher Dank

lohnte die Arbeit, und man war erfreut, daß man sich zum nächsten Lichtbildvortrag seinen Heimatort wünschen konnte.

**Verein der Rummelsburger zu Berlin.** Unsere am 5. Mai abgehaltene außerordentliche Generalversammlung war schwach besucht. Nach Erledigung der Tagesordnung wurden die nächsten Ausflüge festgesetzt. Der 1. Ausflug ist am 6. Juni nach Schildow mit anschließender Wanderung. Treffpunkt 10 Uhr am U-Bahnhof Vinetastraße, der 2. Ausflug ist am 11. Juli nach Oberschönweide, „Bürgerpark“. Näheres noch in der nächsten Sitzung. Da unsere Sitzungen Juli und August ausfallen, ist es Pflicht eines jeden Mitgliedes, in der Sitzung am 3. Juni pünktlich zu erscheinen.

## Evangelisches Vereinshaus-Hospiz STETTIN - Elisabethstr. 53 Fernruf 32046

**Landsmannschaft der Pommern zu Spandau.** Der Heimatabend am 8. Mai erhielt seine besondere Note durch die Liedervorträge des Kammerfängers L. v. d. Sande. Wie schon so oft, lösten auch diesmal seine Lieder freudige Stimmung aus und fanden dankbare Zuhörer. Fräulein H. Neise, eine Schülerin des Kammerfängers, unterstützte ihn mit ihrer zarten Stimme und erntete ebenfalls reichen Beifall. Landsmännin Schmidt trug durch ihre humoristischen Vorträge sehr zum Gelingen des Abends bei. Die Hauskapelle sorgte für Unterhaltungs- und Tanzmusik. - Zu der am 19. Juni 1937 stattfindenden Monatsheinfahrt sind Freunde und Gäste herzlich eingeladen. Abfahrt 19.30 Uhr, Spandau, Lindenufer.

**Verein der Stralsunder zu Berlin.** Am letzten Heimatabend hielt Ldsm. Walter Schröder einen Lichtbildervortrag über unser schönes Pommerland, der mit regem Beifall aufgenommen wurde. Anschließend zeigte uns Ldsm. Neise vom Spandauer Pommernverein, wie die „Schwedische Quadrille“ richtig getanzt wird; auch ihm dankte reicher Beifall für seine Bemühungen. Unser Stralsunder Regel beschloß den Abend. - Nächste Sitzung: Donnerstag, den 10. Juni, um 20 Uhr, im Vereinslokal „Zum Engelhardt“. Im Juli findet keine Sitzung statt!

**Verein von Uckermünde und Umgegend in Berlin.** In der Mai-sitzung gedachten wir unseres treuen Mitgliedes, Frau Elwine Pagel, der Gattin des 1. Vorsitzenden, die wir am 23. April plötzlich durch den Tod verloren haben. Landsmann Pagel wird vorläufig durch den 2. Vorsitzenden, Landsmann Gäde, vertreten. - Am 13. Juni findet ein Ausflug nach „Dreisinden“, eine Station vor Stahnsdorf, statt. Treffpunkt um 10 Uhr auf dem Bahnhof dortselbst. Nachzügler kommen ins Lokal links vom Bahnhof. Kaffee kann gebührt werden. - Die Junisitzung fällt aus.

**Pommernbund zur Förderung heimatlischer Kunst und Art, Berlin.** Zu einer erhebenden Gedächtnisfeier für Pommerns Bildhauer Prof. Ludwig Manzel hatten sich außer dessen Witwe und Kindern Vertreter der Akademie der Künste, deren langjähriger Präsident der heimgegangene Meister gewesen war, und des Vereins Berliner Künstler mit zahlreichen Bundesmitgliedern, Freunden und Verehrern vereinigt. In einem mit liebevollem Verständnis und kritischem Urteil gepaarten Vortrag schilderte Archivar Hans Zeck das, bescheidensten Herkunftsverhältnissen entsprungene geniale Lebenswerk Manzels, dessen Name immer verbunden bleiben wird mit seinen imposanten Schöpfungen, allen voran der Stettiner Manzelbrunnen und das monumentale Marmor-Hochrelief „Kommet her zu mir alle“ auf dem Stahnsdorfer Friedhof bei Berlin. Duette von Schubert, Brahms und Schumann, gesungen von Frau Marg. Eschenbach nebst Tochter und pianistisch begleitet von Dr. Paul Hartmann, trugen der Gedankstunde stimmungsvoll Rechnung. - Unser Sommerfest findet Mittwoch, dem 16. Juni, im Stetliger Stadtpark-Restaurant statt. Ab 4½ Uhr gemeinsame Kaffeetafel im Garten, ab 8 Uhr im Saale musikalische und deklamatorische Vorträge unter Mitwirkung von Dora Wittekindt (Gesang), Margot Ilius (am Flügel), Dr. Wilhelm Hünze (Rezitation).

Morgens und abends

**Chlorodont**

die Qualitäts-Zahnpaste!



# BUCHBESPRECHUNGEN

**Die Kunst am Hofe der pommerischen Herzöge.** Von Hellmuth B e t h e. Deutscher Kunstverlag, Berlin, geb. 4,50 RM. - Pommern gedenkt in diesen Monaten der 300jährigen Wiederkehr des Todes des letzten Pommernherzogs Bogislaw XIV. und damit auch des gesamten Greifengeschlechts, das durch einige Jahrhunderte die Geschichte unserer Heimat in seiner Hand vereinigte. Was die Herzöge für die Geschichte Pommerns und des Deutschen Reiches bedeuten, ist in Vorträgen und Aufsätzen unter den verschiedensten Gesichtspunkten oftmals geschildert worden. Daß sie, oder besser: ein großer Teil von ihnen, zugleich Förderer der Künste waren, das stellt B e t h e in seinem trefflichen Buch unter Beweis. Ein aufschlußreicher Text und etwa 90 Bilder verbinden sich hier zu einer Einheit, zu einem Werke, an dem kein heimatliebender Pommer vorübergehen sollte. ri.

**Germanische Welt vor tausend Jahren.** Die Isländerfagas vom Skalden Egil, den Lachswaffertal-Leuten und Grettir dem Beähteten, herausg. von Konstantin R e i c h a r d t. Eugen Diederichs Verlag, Jena, geb. 4,80 RM. - Es sind Stunden der Besinnung und der inneren Freude, wenn man dieses umfangreiche Buch zur Hand nimmt. Denn wie in diesen Sagas das altgermanische Leben mit all seinen Gütern beredten Ausdruck findet, wie hier das ungebrochene Wikinger-tum mit seiner Abenteuerlust und seinem Tatendrang, seinem Freiheitswillen und seiner Ehrenhaftigkeit lebendig ist - das ist so spannend und eigenwüchsig, daß diesen großen Erzählungen kaum Gleiches von anderen Völkern zur Seite gestellt werden kann. Wer ein Urbild des Germanentums gewinnen will, der muß sich schon in diese alten Sagas vertiefen, die die Jahrhunderte überdauerten. er.

**Moskaus Hand im Fernen Osten.** Von F. L. M ö d l h a m m e r, Nibelungen-Verlag, Berlin, geb. 5,00, kart. 4,00 RM. - Dieses im Auftrage der Anti-Komintern herausgegebene Buch ist ein inhaltsreiches Dokument, das zu seinem Teile die wühlende und zerfetzende Tätigkeit des Sowjetbolschewismus schlagartig beleuchtet. Der Verfasser, der 5½ Jahre in der Sowjetunion und 14 Jahre in Ostasien gelebt hat, dem amtliche sowjetrussische Dokumente zugänglich waren, beweist in inhaltsreichen Abschnitten die finsternen Mächenschaften und die verwerflichen Methoden des Bolschewismus. Wie er die blutigen Kämpfe im Fernen Osten zeichnet und den endgültigen Sieg Japans mit der Gründung des Kaiserreiches Mandschukuo und diese Schilderungen bis zum Deutsch-Japanischen Abkommen und den spanischen Wirren fortführt: das alles ist so wichtig, so klar und so mahnend umrissen, daß gerade heute jeder davon lesen sollte. ri.

**Wolfgang Kapp und das Märzunternehmen vom Jahre 1920.** Ein Wort der Sühne, von Ludwig S c h e m a n n. J. F. Lehmanns Verlag, München, geb. 6,00, brosch. 4,80 RM. - Es ist dem Verfasser zu danken, mit seinem Buche dem Staatsmann Wolfgang Kapp, dessen Name scheinbar zu schnell vergessen worden ist, ein würdiges Denkmal gesetzt zu haben. Hier wird die Persönlichkeit Kapps ins rechte Licht gerückt: Vorkämpfer der inneren Kolonisation, Generallandschaftsdirektor von Ostpreußen, Gegner von Bethmann-Hollweg, Gründer der Vaterlandspartei im Kriege und das Haupt der Märzrevolution 1920, der ersten nationalen Erhebung nach dem Kriege - über diesen Mann und seinen Verdegang berichtet Schemann in aufschlußreicher Form. Wir möchten das Buch vielen empfehlen. er.

**Frau Geske auf Trubernes.** Eine Saga, von Ludwig T ü g e l. Verlag Langen-Müller, München, geb. 4,50 RM. - Dieser Roman gehört zu den schönsten und reinsten Dichtungen, die ich in den letzten Monaten gelesen habe. Wie Tügel hier die Kämpfe starker Männer um die Freiheit des Rodderlandes schildert, wie er die bodenverwachsenen Menschen in ihre Schicksal, in ihre Landschaft stellt, wie er die Charaktere in psychologischer Klarheit zeichnet, das alles ist schlechthin unübertrefflich. Eine Zeit wird lebendig, die zeitlos ist: wo Heimatliebe in ihrer verbissenen Leidenschaft alle brutalen Gewalten zerbricht, wo der Einsatz des Lebens für Recht und Ehre selbstverständlich ist. Wahrhaft adliges Menschentum hat Tügel gestaltet - wie in „Lerke“, seiner feinsinnigen Erzählung. ri.

**Deutsches Ahnengut im Westfalenland.** Von Fritz M i e l e r t. Verlag der Ärztlichen Rundschau, München, geb. 6,90, br. 5,70 RM. - Wer einen tiefen Blick in die Kulturgeschichte des Westfalenlandes tun will, der muß dieses Buch lesen, das Art und Wesen des vorchristlichen Germanentums würdigt. Es hat seine Bedeutung für den gesamt-niederdeutschen Raum, und es wäre zu wünschen, daß auch andere Gauen dieses Raums sich ein ähnliches Denkmal errichteten - ein Denkmal, das in Wort und Bild vom deutschen, vom germanischen Ahnengut kündigt. er.

**Auf der Steppenseite.** Erzählung von Erika M ü l l e r - J e n e n i g. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, geb. 4,50 RM. - Schicksal deutscher Menschen in Sowjetrußland - erschütternde Anklage gegen ein verlogenes, unmenschliches System - Verfolgung, Not und Elend: darin steigert sich die, man möchte sagen: dramatisch geschriebene Erzählung. Es geht um ein deutsches Geschwisterpaar, das aus der sowjetrussischen Gemeinschaft ausgestoßen wird, das ruhelos und hungernd und frierend durch die Weiten Rußlands wandert, das aber trotzdem seinen Lebenswillen nicht verliert. Einen von spannender Darstellungskunst getragenen Tatsachenbericht möchte man diese Erzählung nennen (zumal die Verfasserin die russischen Verhältnisse aus eigenem Erleben kennt) - wert, von allen Deutschen mit heißem Herzen aufgenommen zu werden. ri.

**... der mit dem Schwert Geschichte schrieb.** Der Weg des griechischen Helden und Freiheitskämpfers Jorgos Karaiskakis. Biographischer Roman von Anna T o l y s. Schlieffen-Verlag, Berlin, geb. 6,50 RM. - Die griechische Dichterin Anna Tolys schildert uns in diesem Buch den blutigen Freiheitskampf ihres Vaterlandes um 1820, der die Loslösung vom türkischen Joch zum Ziele hatte. Im Mittelpunkt der großen Geschehnisse steht der Kämpfer Jorgos Karaiskakis, der Sohn der Nonne, ohne dessen tatkräftiges Eingreifen wohl aller Mut und alle Tapferkeit des Volkes vergeblich gewesen wären. Daneben erhalten wir einen tiefen Einblick in Art und Sitten der Griechen aus damaliger Zeit und in die Vielartigkeit der griechischen Landschaft. - Zu der guten Ausstattung des Buches gehören einige Bildtafeln und eine Karte, die uns die geschichtlichen Ereignisse noch verständlicher machen. er.

**So zum Tanze führe' ich dich.** Deutsches Volksgut im Heimattanz, von Otto S c h m i d t. Verlag Silberburg, Stuttgart, Preis 1,95 RM. - Volkstanzkreise, die den Gemeinschaftstanz, den Reigen pflegen, gibt es heute wieder allerorten. Damit wird an altes deutsches Volks- und Ahnenerbe angeknüpft, über das eine liberalistische Zeit gern die Nase rümpfte. Wer auch heute noch glaubt, den Reigen als Kinderspiel abtun zu müssen, der vertiefe sich in dieses Büchlein: die hier erläuterten Reigen werden ihn schnell anderen Sinnes machen. Darüber hinaus wird jeder Tänzer selbst manche Anregung gewinnen. er.

**Der deutsche Handel - Aufgabe und Zukunft,** von Edgar B i s s i n g e r. Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Forkel & Co., Stuttgart, geb. 8,50 RM. - Das Gebiet des Handels ist immer eins der umstrittensten in der Wirtschaftstheorie und auch in der Wirtschaftspolitik gewesen. Die meisten Werke über den Handel waren daher mehr oder minder einseitig. Dieser Mangel wird in dem vorliegenden Buch dadurch vermieden, daß in dem Sammelwerk Wissenschaftler, Praktiker und Politiker gleichermaßen zu Worte kommen. Nach einer grundlegenden Darstellung der historischen Entwicklung des deutschen Handels werden die Probleme des deutschen Außenhandels und die volkswirtschaftliche Bedeutung von Groß- und Einzelhandel eingehend erörtert. Ferner gibt das als Nachschlagewerk vorzüglich geeignete Buch einen zusammenfassenden Überblick über die organisatorische Gliederung des deutschen Handels sowohl im Rahmen der Organisation der gewerblichen Wirtschaft als auch in der Deutschen Arbeitsfront. Der Wert des Werkes, das von der ersten bis zur letzten Zeile von der positiven Einstellung des Nationalsozialismus zum deutschen Handel zeugt, geht im übrigen durch dessen Aufnahme in die NS-Biographie hervor. tr.



## **Demmin** die alte pommerische Hansestadt an Peene, Trebel und Tollense

### IM NETZ (Fortsetzung von Seite 201)

Am nächsten Morgen fuhren sie alle wieder hinaus auf Fang. Die Angeln waren reich belegt. Es war eine gemischte Gesellschaft. Flundern und Steinbutte ließ man sich gefallen. Doch die vielen feisten Dorsche, die den Aalen den Tobias weggeschnappt hatten, störten sehr. Man mußte bei diesen vollgefressenen Dorschen, die an sich schlecht bezahlt wurden, für die Eingeweide einen Verlust für die Hälfte ihres Gewichts rechnen.

Ein straffer, ablandiger Wind machte sich auf. Die Männer hatten ihn vorausgesehen und den Weibern zu Hause schon gesagt, daß sich die Heimkunft hinausschieben werde. Rowies hatte seiner Tochter anbefohlen, sich auf nichts einzulassen, wenn jemand nach Quartier fragen würde. Neulich wäre sie nämlich beinahe weich geworden, als ein junges Fräulein vorsprach, das sich mit der kleinen Eckkammer begnügen und dafür sogar gut bezahlen wollte.

Schweißgebadet ruderten Mummelow, Wenzel und Max. Rowies steuerte das schwere Boot das zwei große Frachtkammern hatte, die eine für die Aale, die andere für das übrige Volk.

Schon von weitem sahen sie die Frauen und Mädchen am Strande hocken und Ausschau halten. Die neugierigen Badegäste standen in kleiner Gruppe für sich. Rowies konnte noch nicht die Zahl erkennen, aber ihm schien, als sei wieder jemand hinzugekommen.

Die Landung kostete die größten Anstrengungen. Schwere Stürme standen am Himmel gemeldet. Sie zogen das Boot auf den Sand. Auch die andere hatten es so gemacht. Um den kostbaren Besitz möglichst ganz in Sicherheit zu bringen hatten sie ein bestimmtes Verfahren ausgebildet. Die Sitzbretter wurden unter den Kiel geschoben. Unter dem Steven war die Doppelschleife einer Trosse befestigt, durch die ein dicker, runder Knüppel gesteckt wurde. So konnte mit einem starken Hub das Boot gelüftet und dann allmählich landwärts gebracht und fortbewegt werden.

Es war wirklich wieder ein neuer Badegast da, ein junger, schmaler Mensch mit einer gepflegten, wilden Mähne und stechenden dunkelbraunen Augen, ein Kandidat der Philologie. Er hatte bei Raddaß Quartier genommen, also in unmittelbarer Nähe des Rowieschen Anwesens.

Rowies hatte natürlich schon im ersten Hinsehen eine gehässige Abneigung gegen den bebrillten Eindringling, der wie die andere eine Freude am Primitiven zur Schau trug und sogleich ein ungebührliches Interesse für die Fischer und ihre Handhabungen bezeugte.

Am Abend, als Rowies schon im Begriff war, sich ausziehen, hatte er die Eingebung, noch einmal nach Tine zu sehen. Er rief leise ihren Namen. Vielleicht war sie noch in der mit Föhrenzweigen gedeckten Lattenlaube. Schließlich hörte er hier ein Flüstern. Aufgebracht schlich er hinzu. Soviel er im Dunkeln merken konnte, saß sie hier und duldete, daß ihr einer schöntat.

(Fortsetzung folgt)

## Gastlich das Land — Pommern!

In keiner Gaststätte  
fehlt die pommerische  
Heimatzeitschrift

„Das Bollwerk“

## Pyritz im Weizacker

Die altertümliche Stadt mit  
ihren vollständig erhaltenen  
Stadtmauern und  
Türmen, umgeben von  
blühenden Gärten, ladet  
Sie zum Besuch ein.



Jetzt kommt  
die schöne  
Strandbadzeit!

Sind Sie dafür gerüstet? Oder  
fehlt ein schicker Schwimman-  
zug, ein molliger Bademantel,  
eine bunte Badekappe? Wir  
führen alles was Sie zu Ihrem  
fröhlichen Treiben brauchen —  
schick und zu vorteilhaften  
Preisen!

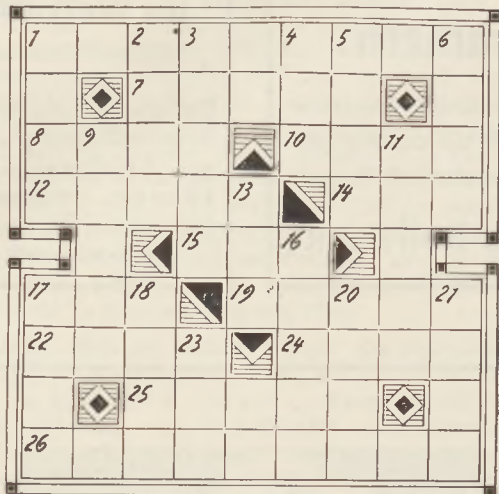
## Paul Klettke

STETTIN, Breite Straße 19-21  
STRASBURG/UCKERM.



# RÄTSEL

Kreuzwörterrätsel



Wa g e r e c h t: 1. Kirchliche Handlung, 7. Vermächtnis, 8. Marine-Unteroffizier, 9. Entgelt für Arbeit, 12. Aust, 14. Abkürzung für Mitteleuropäische Zeit, 15. kleine Ostseeinsel, 17. geographische Bezeichnung, 19. Gartenwege, 22. Abkürzung für Metall, 24. Götter, 25. Flughuhn, 26. Speisewirte.

S e n k r e c h t: 1. Nährmutter, 2. Schwung, 3. Inhaltsgewicht, 4. Zeichen, 5. kleinster Teil der Materie, 6. Frühling, 9. Fläche, 11. Bau- und Ablaufstelle für Schiffe, 13. Gefrorenes, 16. Stockwerk, 17. Feingefühl, 18. Fluß und Bucht in Rußland, 20. biblischer Name, 21. Wassergeflügel, 25. Monat.

Silberrätsel

a — ba — bac — bal — brü — hus — del — di — e —  
e — em — eu — gast — ge — gie — i — i — jef  
— ke — ki — ki — la — le — le — sek — li — lis — lu — lu —  
lind — mus — ner — ob — ös — ort — ra — re — ri — ri  
— ru — schä — sen — ster — tät — ti — tin — tra — vi —  
wa — wil — witt — wol — xu.

Aus obigen Silben sind 17 Wörter zu bilden, deren Endbuchstaben (zuerst) und Anfangsbuchstaben (zuletzt) von oben nach unten gelesen, eine Hauptstadt Pommerns mit ihren Stadtteilen ergeben.

1. verschwenderisch, 2. Landspitze von Samland, 3. Willenskraft, 4. Kriegsgott der Rananen, 5. Stadt an der Peene, 6. Fluß in Hinterindien, 7. Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums Lübeck, 8. Körperteil, 9. Oper von Strauß, 10. Gott des Weines, 11. Sachlichkeit, 12. Fluß in Pommern, 13. landgräfl. Familiengut an der Schlei, 14. männlicher Vorname, 15. Verpackung, 16. Wirklichkeit, 17. Hahneneruf.

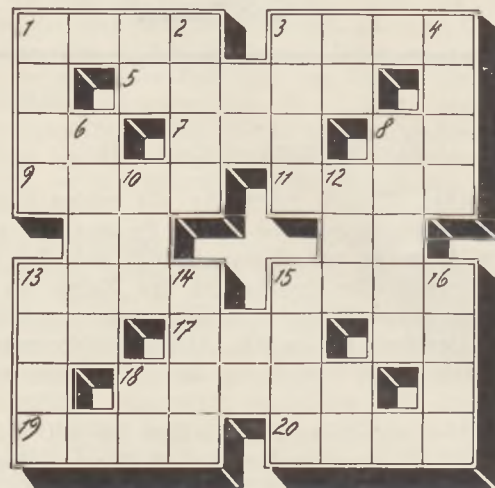
Silberrätsel

au — ban — be — dem — dit — el — ge — lau — neun —  
ni — on — ri — tan — u — u.

Aus obigen 15 Silben sind 6 Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstabenreihe von oben nach unten gelesen die Grundlage von Staat und Volk ergeben:

1. Verbrecher, 2. Gartenhäuschen, 3. Vereinigung, 4. leichter Wagen, 5. männl. Vorname, 6. Fisch.

Kreuzwörterrätsel



Wa g e r e c h t: 1. Stadt in Pommern, 5. Ostseebad, 5. Arzneimittel, 7. Strom in Afrika, 9. Ostseebad, 11. Teufel, 13. geogr. Bezeichnung, 15. kleinster Teil der Materie, 17. Bekräftigung, 18. Blutstillmittel, 19. engl. Längenmaß, 20. Pflanzengattung im Schilf.

S e n k r e c h t: 1. Kinderspielzeug, 2. Schulklasse, 3. Wandschmuck, 4. Gott der Griechen, 6. Beweis einer Zeitung, 8. Verfasser, 10. Bierstube, 12. großes Beil, 13. kleines Kind, 14. Zahlungsmittel, 15. Tonart, 16. Gewässer.

Tauschrätsel

Nachfolgenden Wörtern ist der Anfangsbuchstabe zu vertauschen. Die Anfangsbuchstaben der so entstandenen neuen Wörter nennen ein altes germanisches Heilzeichen: Salm — Engel — Take — Ulster — Wacht — Seil — Neger — Adal — Elan — Wahl.

An der Grenze

Ein „Perser“ kommt' nicht aus dem Land,  
Weil er seinen Paß nicht fand.  
Ohne Paß war an dem Ort  
Leider das verstellte Wort.

## Auflösung der Rätsel aus dem Mai-Heft

### Zwei kleine Denkaufgaben

Die Fahr s c h e i n e. Der Schaffner hatte 62 Langstreckenfahrscheine für je 20 Pfg. (= 12,40 RM.) und 90 Kurzstreckenfahrscheine für je 15 Pfg. (= 13,50 RM.), zusammen also 152 Fahrscheine für 25,90 RM. verkauft.

Die G e w i n n v e r t e i l u n g. Der Freund, der den höchsten Betrag beigesteuert hatte, erhielt 12 600 Mark, der Zweite 11 200 Mark, der Dritte 9 800 Mark, der Vierte 8 400 Mark.

Silberrätsel

1. Gespensterwald, 2. Hecker, 3. Talmi, 4. jähzornig, 5. Aherballig, 6. Saline, 7. Müriz, 8. Uhu, 9. Nordpeerd, 10. Dilemma, 11. Wismar, 12. Idiom, 13. Toledo, 14. Trave, 15. Osternothafen, 16. Weilach.

Drigge, Judar, Moenchgut, Jasmund, Wittow.

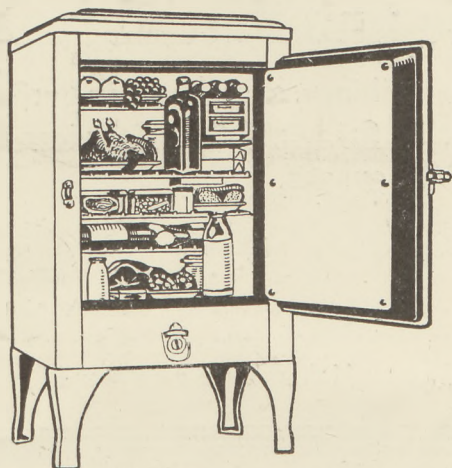
Haupt- und Verantw. für Text und Bild: Odo Ritter, Stettin. — Sprechstunden der Schriftleitung: Täglich, außer Sonnabend, — von 11 bis 12 Uhr. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: i. B. Helmut Redeker, Stettin. — D. 1. Bf. 1937: über 7000. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 10. — Druck: R. Jessenland, Stettin. — Verlag: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Breite Straße 51. — Fernruf 258 91. — Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung nur gegen Rückporto. — „Das Volkwerk“ erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 RM. zuzüglich Bestellgeld. Einzelheft 60 Pf. zuzüglich Porto. Das Abonnement läuft weiter, falls bis jeweils 30 Tage vor Quartalschluss keine Abbestellung erfolgt.



# Sichern Sie sich

im Kampf dem Verderb einen

  
**GASKÜHLSCHRANK**



Er ist unglaublich billig im Betrieb, denn das zur Kälte- und Eiserzeugung benutzte winzige Gasflämmchen kostet täglich nur wenige Pfennige, und das ist für einen Gegenstand, den man viele Jahre nutzen will, von großer Bedeutung. Auch der Anschaffungspreis ist sehr günstig. Das bewährte Modell L 15 kann bei Platzmangel an der Wand aufgehängt werden. — Auskünfte über die vielen Vorzüge von Gaskühlschränken, auch über das neue große Modell, erteilt Ihnen

## Gasgemeinschaft

Stettin, Kleine Domstraße 20

Fernsprecher Nr. 31909.

Installateurmeister - Fachhandel - Gaswerk

# Fotowettbewerb

## 1937

In Verbindung mit der NS.-Kulturgemeinde und dem Landesfremdenverkehrsverband Pommern veranstaltet „Das Vollwerk“ sein diesjähriges großes Preisauschreiben für Lichtbildner unter dem Motto:

## „Das nordische Pommern“

Mensch und Landschaft im Lebenszusammenhang

Die einzusendenden Bilder sollen eindeutig den nordisch-germanischen Charakter unseres Gaues zum Ausdruck bringen. Dabei werden von selbst eine Anzahl von Motiven auftauchen, die mehr oder weniger bekannt sind; aber ebenso viele sind auch heute noch nicht entdeckt, sie wollen mit offenem Herzen gesucht werden: und solche Motive wünschen wir in erster Linie. Mensch und Landschaft, Arbeit und Feierabend, Volkstum, Architektur und Kunst im pommerschen Raum werden dabei eine Fülle von wertvollen Anregungen geben. — Die Aufnahmen müssen mindestens in Postkartengröße eingesandt werden.

1. Folgende Preise sind ausgesetzt:

1.	Preis . . . .	125,- RM
2.	„ . . . .	75,- „
3.	„ . . . .	50,- „
4.	„ . . . .	30,- „
5.	„ . . . .	20,- „
6.-10.	„ je 10,-	50,- „
11.-20.	Preis je ein Jahresabonnement	„Das Vollwerk“

2. Teilnahmerechtigt sind alle Leser der pommerschen Heimatzeitschrift „Das Vollwerk“, ausgeschlossen sind Berufsphotografen.

3. Die Preisrichter sind:

1. Pg. Paul Eckhardt, Gauschulungsleiter der NSDAP. und Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde
2. Pg. Runo Popp, Gaupropagandaleiter der NSDAP.
3. Pg. Rudolf Flaga, Direktor des Landesfremdenverkehrsverbandes Pommern
4. Pg. Johannes Diebenow, Geschäftsführer des Pommerkontors der Nordischen Gesellschaft
5. Pgn. Eise Faber, Gaufrauenchaftsleiterin
6. Pg. Emil Schmeling, Leiter der Landesbildstelle Pommern
7. Fotograf Willi Vogt

Ihre Entscheidung ist unanfechtbar.

4. Das Reproduktionsrecht der prämierten Bilder geht auf „Das Vollwerk“ über.

5. Letzter Einsendungstermin 10. August 1937.

6. Die Preisträger werden in der Septemberfolge 1937 bekanntgegeben.



**Pommersche Feuerzietät, gegründet 1719**

**Pommersche Provinzial-Lebensversicherungsanstalt**

Stettin, Pölitzer Straße 1 — Fernruf 25441

**Öffentlich-rechtliche Versicherungsanstalten der Provinz**



**Schützen Haus, Hof,  
Familie und Betrieb!**

Sie gewähren billigen, ausreichenden Versicherungsschutz aller Art zu niedrigen Beiträgen und günstigen Bedingungen.



Auskunft und Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungskommissare.

**F. Hessenland**

Stettin, Große Domstr. 6-9 · Fernruf 30340 u. 36620

**Buchdruck**

**Rotationsdruck**

**Offset- und Steindruck**

**Großbuchbinderei**

**Liniierranstalt**



Hessenlanddruck ist Qualitätsarbeit

**Besucht  
das schöne Neustettin**

Erholungsort im Gebiet der pommerschen Seenplatte. Hezellige Lage an  
Steihigee. Ausgedehnte Parkanlagen und Wälder. Wassersport jeder Art. Bade-  
anstalten. medizinisches Vornbad. Motorbootfahrten. Ausflugstafel am See.

Webeschreiben durch das Städtische Verkehrsamt.



Verbringen Sie Ihren Urlaub im

**OSTSEEBAD**

**„Kolberger Deep“**

Auskunft und Prospekt durch die BADEVERWALTUNG

**Leba ostseebad**

Das Naturbad der Ostseeküste. Von Wald,  
Wasser und großen Wanderdünen umgeben.  
Vollkommen steinfreier und sauberer Strand.  
Segelflugschule. Kurtaxe Gruppe IV. Niedrige  
Preise. Prospekt und Auskunft durch die  
Badeverwaltung.